JEREMIAS GOTTHELF
ALS VOLKSERZIEHER

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
der philologisch-historischen Abteilung
der hohen philosophischen Fakultät der
Universität Basel

vorgelegt
von

PAUL HEDINGER-HENRICI
aus Kilchberg (Zürich)

PAUL HAUPT
Akad. Buchhandlung vorm. Max Drechsel
Bern 1928

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Professoren

Dr. F. Zinkernagel und

Dr. P. Häberlin.

Basel, den 8. Dezember 1927.

Prof. Dr. P. Häberlin,
Dekan.

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Inhalt.

	Seite
Einleitung: Ideen und zeitgeschichtliche Grundlagen	7—11
I. Werden und Wachsen	
a) Erziehung und Ausbildung	12—17
b) Gotthelf und H. Pestalozzi	17—30
c) Gotthelf und G. Keller	30—43
II. Gotthelfs Weltanschauung	
a) Gotthelfs Verhältnis zu Religion und Philosophie	44—48
b) Gotthelfs Staatsauffassung, sein Verhältnis zur Kirche	48—60
c) Gotthelfs Stellung zur sozialen Frage	60—75
II. Zusammenfassung	76—79
Literaturangaben	80—83

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546714_0042

Einleitung.

Ideen und zeitgeschichtliche Grundlagen.

Um Gotthelfs Stellung zu Religion, Staat und Sozialismus zu erklären, ist die Kenntnis der religiösen, politischen und sozialen Strömungen, vor allem seit der Reformation, unerläßlich.

Denn bewußt, und oft mehr noch unbewußt, hängt jeder Pädagoge, Denker oder Staatsmann mit dem geistigen Gut der Vergangenheit zusammen.

Da für das Denken Gotthelfs die Religion im Mittelpunkt steht, so sei zuerst von ihr und ihrem Verhältnis zu Staat, Wissenschaft und Gesellschaft die Rede.

Zwei Faktoren sind es vor allem, welche eine prinzipielle Trennung von Staat und Kirche erstrebten.

Aus religiösen Gründen verlangten die Independenten, Quäker und Wiedertäufer, als Verfechter der unbedingten Glaubens- und Gewissensfreiheit die Trennung, welche auch zuerst in Nordamerika durchgeführt wurde.

Der andere Faktor, der die Trennung von Staat und Kirche zustande brachte, der die Grundlage für das moderne Denken wurde, war die Aufklärung, ein rein rationales, nicht religiöses Prinzip, welches deshalb von Reformatoren und Jesuiten bekämpft wurde. Descartes, der Methodiker der Aufklärung schuf die Grundlagen einer natürlichen, vernünftigen Theologie, einer vernünftigen Staatslehre, des Naturrechts und der natürlichen Moral.

Sein erster Hauptsatz heißt: „... niemals etwas als w a h r anzunehmen, wenn ich nicht ganz sicher und klar erkenne, daß es wirklich wahr ist ...", „und als Schlußresultat ausschließlich das anzuerkennen, was sich meinem Verstande so klar und deutlich darstellt, daß ich schlechterdings nicht daran zu zweifeln vermag"[1]).

---

1) Vgl. K. Sell: Katholizismus und Protestantismus, S. 202.

Die Aufklärungsbewegung durchzog ganz Europa, überwand alle Kirchen und Lehrstühle. Ja, Papst Clemens XIV. löst 1773 den Jesuiten-Orden auf, um für die Toleranzidee eine Bresche zu schlagen. Ihre letzten Konsequenzen hat die Aufklärung in Frankreich gezogen. Ihr Radikalismus gipfelt in der französischen Revolution, in der totalen Umkehrung aller bestehenden religiösen, politischen und sozialen Zustände. Die menschliche Vernunft, zur Göttin erhoben, maßt sich an, ohne Rücksicht auf die Vergangenheit, neue, bessere Zustände zu schaffen. Die Aufklärung geht an ihrem Optimismus zugrunde, indem Napoleon, der neue Cäsar, ihre Errungenschaften ausnützt und dann nach Willkür beschneidet.

In Deutschland erweist sich die Aufklärung weniger radikal als in Frankreich. Unter Friedrich II. darf man frei über religiöse Dinge reden und schreiben, nicht aber über politische. Erst die französische Revolution löst hier eine freiere Bewegung aus. Die Grundlage für die freiheitliche Entwicklung der modernen Staaten ist die von Hugo Grotius und Samuel Pufendorf, den bedeutendsten Staatsrechtslehrern des 17. Jahrhunderts, vertretene Lehre von der Trennung des göttlichen und des menschlichen Rechtes. Alles Irrationale, auf Glauben und Offenbarung beruhende, ist ungültig.

Wissenschaft und Rechtslehre haben im 18. Jahrhundert den einzigen Zweck, die Menschheit glücklich zu machen. So wird die Trennung von Moral und Recht, Religion und Politik, Kirche und Staat vorbereitet.

In der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ist das Beispiel einer völlig neutralen Stellung von Staat und Kirche, Bürgertum und Religion gegeben. Dieses Beispiel wirkte außerordentlich stark auf die demokratischen Staaten Europas, von denen auch die Schweiz ein Vorbild für ihre Neugestaltung sah.

Indessen war der Aufklärung in Immanuel Kant der erfolgreichste Feind erstanden. In seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (1781) untersucht er die Gesetze der Vernunft selber und beweist, daß Glauben und Wissen zwei absolut zu trennende Welten sind, die ihre besonderen Gesetze haben ... Gott, Seele, Unsterblichkeit stehen außerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens. Weder ihre Existenz, noch ihre Nichtexistenz kann bewiesen werden, sie sind aber auf Grund der persönlichen Gewißheit, der gläubigen Ahnung als seiend aufzufassen.

Damit ist das Irrationale, das religiöse Ahnen und Glauben gerettet. Der neue Idealismus bricht der Aufklärung die Spitze, führt zu einer Renaissance der Religion, der Kunst, der Geschichte, der ganzen Weltbetrachtung.

Der Idealismus schafft das geistige Rüstzeug für den Weltkampf gegen Napoleon, gegen den modernen atheistischen Staat, gegen die sozialistischen Ideen, kurz, gegen alle Revolutionen. Schiller, Goethe, Fichte, Herder und Schleiermacher sind vor allem als Führer zu nennen.

Nicht, daß die Gedanken der Aufklärung mit einem Male aufhörten zu wirken; das ganze 19. Jahrhundert hindurch leben sie sich aus, erhalten neue Verkündiger in Ludwig Feuerbach, David Friedrich Strauß auf religiösem, in Hegel auf politischem, in Engels, Marx und Weitling auf sozialem Gebiet.

Auf all diesen Gebieten entbrennt im 19. Jahrhundert der heftigste Streit. Am siegreichsten ist der moderne Staat; er wird erster Kulturfaktor auf Kosten der Kirche; er duldet alle Religionen, will aber, daß sie sich nicht in seine Angelegenheiten mischen; er bemächtigt sich der Schule, er begünstigt die freien Wissenschaften, die gewaltig fortschreitende Technik.

Die absolute Souveränität des Staates wird jedoch von den orthodox gerichteten Konfessionen, protestantischen, wie katholischen, nicht anerkannt. Papst Pius IX. hat wiederholt erklärt, — so auch am 4. Oktober 1847, daß, wenn der Staat befiehlt, was der Religion und der Kirche widerspricht, niemand ihm zu gehorchen brauche[3]).

Es sind in erster Linie die verschiedenen Revolutionen, die zu der großen Neugestaltung des Lebens beigetragen haben. Der Reihe nach sind es die französische, dann die napoleonische Staatsumwälzung, die spanische, italienische, griechische der zwanziger Jahre, die französische, belgische, polnische von 1830.

In der Schweiz ging der Umschwung von 1830/31 beinahe ohne Waffengewalt vor sich, so daß von einer eigentlichen Revolution nicht geredet werden kann. Doch war damit noch keine Ruhe gegeben; da und dort entstanden neue Kämpfe, so in Schwyz und Basel, in Zürich, im Aargau, im Wallis, in Genf, in denen religiöse und politische Motive gemischt waren.

---

2) Vgl. Descartes: Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauches (Reclam), S. 30.

3) Vgl. K. Sell, S. 166.

Es war einerseits die Partei der „Konservativen", Altliberalen von 1830/31 oder Klerikalen, anderseits die Partei der „Liberalen" oder „Radikalen", welche seit 1846 das Übergewicht erhielt.

Der Sonderbundskrieg von 1847 und die Bundesverfassung von 1848 bilden den Höhepunkt und den Schlußstein der leidenschaftlichen Kämpfe. In allen Nachbarstaaten der Schweiz fanden auch Revolutionen statt, durch welche der demokratische Gedanke Sieger wurde.

Noch bleibt die Aufgabe, auf eine Erscheinung des modernen Lebens aufmerksam zu machen, auf die soziale Frage, welche durch das neue Wirtschaftsleben hervorgerufen wurde.

Der moderne Sozialismus hat seine Theoretiker in der französischen Revolution gefunden. Eigentlich ist es die Aufklärung, welche ihm, wie dem modernen Staat, das Rüstzeug zum Kampf gegen alte Formen verliehen hat.

Das Merkwürdige aber ist, daß der Sozialismus vorerst als „Neue Religion" in den Schriften von Lamennais, St. Simon, und Weitling erschienen ist. Als politische Bewegung trat er zuerst in England auf. In Deutschland ist es dann erst Ferdinand Lassalle und Karl Marx gelungen, der sozialen Frage ein breites Verständnis zu gewinnen.

Auch die Kirche wurde gezwungen, dem sozialen Problem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und oft den Staat zu sozialen Maßnahmen zu ermahnen.

Beide wünschen keine revolutionäre Sozialdemokratie, weil beide sonst für ihre innere und äußere Existenz fürchten müßten. Unter der Regierung von Louis Philipp brachen in Frankreich, besonders in großen Städten, wie Lyon und Paris, größere Aufstände aus. Republikanische und sozialistische Tendenzen waren (wie übrigens auch in den andern genannten Revolutionen, sogar in den Bewegungen in der Waadt und in Genf) ziemlich eng miteinander verknüpft.

In Frankreich wurden die Aufstände von der Regierung unter Strömen von Blut niedergeworfen. Es wurden sieben Mordversuche gegen den König unternommen. Nach der Pariser Februar-Revolution hatte der Staat Nationalwerkstätten errichtet, in denen sich bis 120 000 Arbeiter befanden, und die ihn Millionen kosteten, ohne daß etwas Nützliches hervorgebracht wurde. Als die Werkstätten geschlossen werden sollten, griffen die Sozialisten zu den Waffen, wurden jedoch von General Cavaignac in viertägiger Straßenschlacht besiegt.

Auch in den Volksaufständen in Sachsen, in der Rheinpfalz, in Baden (1849) wirkten sozialistische Elemente mit. Nachdem die Bewegungen von preußischen Bajonetten erstickt worden waren, flohen, — besonders aus Baden, — viele Flüchtlinge in die Schweiz, unter ihnen auch Herwegh.

Die Kirche stellt sich als Hauptaufgabe in der Bekämpfung des Sozialismus: durch erzieherische Einwirkung auf Gemüter und Herzen die Proletarier für Religion, Heimat und Vaterland wieder zu gewinnen und durch Einwirkung auf Staat und Gesetzgebung der Ungerechtigkeit von oben Zügel anzulegen.

I. Werden und Wachsen.

a) Erziehung und Ausbildung.

Die lebendigste Auskunft über seine Jugendentwicklung hat Gotthelf in der Selbstbiographie gegeben. Es ist das Verdienst des Zürcher Staatsarchivars Gerold Ludwig Meyer von Knonau, daß wir dieses wertvolle Dokument besitzen. Auf seine Veranlassung hin geschah die Abfassung der Schrift[1]).

Aus ihr und aus dem spätern Vikariatsbericht aus Utzenstorf werden die zwei Grundfaktoren, die für das Leben und das Werk Gotthelfs ausschlaggebend waren, deutlich: es ist das Moment der Beharrlichkeit und das der Bewegung[2]).

Jenes erklärt sich aus der Zugehörigkeit zum bernischen Volksstamm, dessen bodenständiger, konservativer Sinn bekannt ist. Es ist die schwerblütige Art, am Alten, Erprobten festzuhalten, mit Mißtrauen und kritischem Sinn alles, was neu, oberflächlich oder unecht scheint, zu erkennen und links liegen zu lassen.

So entsteht das seelische Gleichgewicht, welches sich als innere Stärke, Ruhe und Bedächtigkeit zeigt. Dazu tritt die absolute Zuverlässigkeit, Treue und Anhänglichkeit, welche bis zu Starrsinn und Verbohrtheit führen können. (Vergl. das bern. Sprichwort: „I han en Gring u dä isch myne.") Der konservative Charakter zeigt sich in der Familie Bitzius noch im besonderen darin, daß sich drei Generationen dem geistlichen Berufe widmen[3]).

Das andere Moment, das der Bewegung, tritt von zwei Seiten in das Wesen der Familie Bitzius. Von innen her als Veranlagung, als geistige Lebendigkeit, welche aus den Predigten von Großvater, Vater und Sohn Bitzius gleichermaßen spricht. Anlaß zur Veröffentlichung

---

1) S.Bg. Sonderabdruck der ‚Neuen Zürcher Zeitung" Nr. 850/851. 8. Juni 1924.

2) Vgl. Rud. Hunziker: Der junge Gotthelf als Seelsorger.

3) Vgl. Großvater, Vater und Sohn Bitzius, Drei Predigten.

der Predigt des Vaters gab eine Klage, welche gegen ihn erhoben wurde. Da ihm die Vorgesetzten die Namen der Ankläger verheimlichten, ließ er die Predigt drucken und wandte sich damit ans Publikum. Furchtlos und eigenmächtig, ohne Rücksicht auf die hohe Obrigkeit zu nehmen, handelte schon der Vater, um zu seinem Rechte zu gelangen, um der Wahrheit die Ehre zu geben. Dieser Charakterzug ist auf den Sohn übergegangen[4]).

In seiner Selbstbiographie schreibt Gotthelf: „Als wilder Junge durchlebte ich dort (in Murten, wo er am 4. Okt. 1797 geboren wurde) die wilde Zeit der Revolution und Helvetik . . ."[5]).

Damit gibt der Dichter bekannt, daß das bewegte, äußere Geschehen großen Einfluß auf das ohnehin schon lebendige Naturell des Knaben ausgeübt hat. Das ganze Leben hindurch steigern und befruchten sich äußere und innere Bewegtheit zum Vor- oder Nachteil des Menschen und Schriftstellers.

Im altehrwürdigen Städtchen Murten erlebte der junge Bitzius eines der bewegtesten Kapitel der Welt- und Schweizergeschichte. Es war die Zeit des Unterganges der alten Eidgenossenschaft. Franzosen, Österreicher und Russen durchzogen und plünderten Murten, — sie drangen selbst in das Pfarrhaus ein.

Trotz allem Wechsel, trotz allen Schicksalen blieb sich das Städtchen Murten gleich, und auch Gotthelf, dessen Leben viel Stürme heimsuchten, blieb sich treu, blieb, der er war. Solange er als Pfarrer amtete, volle 24 Jahre lang, lebte er in seinem Lützelflüh, im Emmenthal.

Der kleine Bitzius besuchte zuerst in Murten die Stadtschule, doch nur für kurze Zeit. Die Lehrer waren mit dem Kopfe wohl, mit den Beinen aber, welche sich nie stille halten konnten, übel zufrieden. Im Jahre 1804 zog die Familie nach Utzenstorf, in eine große Bauerngemeinde, von ausgedehnten Wiesen und Äckern umgeben, in ein reiches fruchtbares Gebiet, im Westen von den blauen Jurahöhen, im Süden von weißen Alpenriesen eingerahmt.

Zum Pfarrhof gehörte ein großes landwirtschaftliches Gut, das bald der Lieblingsaufenthalt des jungen Bitzius wurde. Der Vater hatte oft Mühe und Verdruß, ihn zu den Privatstunden heranzukriegen; denn der Sohn sollte das Gymnasium in Bern beziehen.

---

4) Vgl. Muret, S. 2.
5) Vgl. Selbstbiographie, S. 9.

„Meine Kenntnisse gingen nicht weit über Griechisch und Latein hinaus. Nebenbei las ich Romane, soviel ich zur Hand bringen konnte, trieb starken Schafhandel, lernte jagen, fischen, übte mich in allen Landarbeiten . . .", steht in der Selbstbiographie[6]).

So werden beide, der praktische Sinn und die Phantasie angeregt und ausgebildet. Albert Bitzius siedelte 1812 ins Gymnasium nach Bern über, wo er sich mit mäßigem Fleiß den alten Sprachen widmete und allerlei lustige Streiche verübte. Mit siebzehn Jahren trat er als Student der Theologie in die Akademie über, wo er drei Jahre in der sog. Philosophie zubrachte, neben dem Studium mit Vorliebe turnte und auch fröhliche Gesellschaft nicht vernachlässigte. „Es war die Rosenzeit meines Lebens" (S. Bg.). Neben Philosophie studierte Bitzius auch Physik, Mathematik, klassische Sprachen, befreundete sich mit dem Sohne seines Pensionsvaters, des Theologieprofessors Studer. Von 1816—1818 war der junge Studer der vertraute Freund und Ratgeber des jungen Bitzius, der sich willig leiten und raten ließ. Nur etwas konnte dieser damals schon nicht vertragen: daß er von oben herab behandelt wurde.

Von seinem Theologiestudium sagte der spätere Gotthelf, es sei wissenschaftlich nicht fruchtbar gewesen. Der Grund lag wohl darin, daß an der Akademie der reine Rationalismus gelehrt wurde. Kant kam noch nicht zum Wort, bei Leibniz und Wolff wurde Halt gemacht. Die Verquickung von Philosophie und Religion sagte Bitzius auch nicht zu. In seinem Brief vom 27. Oktober 1840 bekannte er später dem Freund Burkhalter, daß auch er eine Zeitlang „materieller Rationalist" gewesen sei, nur das als wahr erkannt habe, was in den Schranken der menschlichen Erkenntnis liege[7]). Dieses Stadium ist bald überwunden, besonders durch die Lektüre von Herder und Schleiermacher, durch die Geistesbewegung des deutschen Idealismus (vgl. Einleitung S. 9).

Es sind vor allem Schleiermachers „Reden über die Religion", welche den naiv-kindlichen Glauben an das Wunderbare, Irrationale wieder zur Geltung bringen, die Rechte des Herzens wieder einsetzen.

Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" haben den geschichtlichen Sinn des Studenten Bitzius gebildet, dessen politische und pädagogische Einsichten am stärksten beeinflußt.

Muret sagt mit Recht: „Et d'abord l'oeuvre de Gotthelf procé-

[6]) Dito, S. 10.

[7]) Vgl. Briefe an Burkhalter, S. 98.

dera des théories de Herder sur le climat, comme il disait — nous disons, nous, le milieu, le temps, et la race“[8]).

In allen Büchern des spätern Volksschriftstellers ist der große Einfluß, den die Heimat, die Umgebung, der Zeitgeist, die geschichtliche Vergangenheit ausüben, geschildert.

Nach Herder hat jedes Volk, jede Religion oder Zivilisation eine, nur ihr eigentümliche, individuelle Entwicklung und Wesensart, die nicht von außen oder künstlich gestört werden sollen. Dies entspricht dem konservativen, bernischen Charakter, alles Neue, Ungesunde, Fremde als störend zu empfinden.

Aus diesem Grunde schon bekämpft Gotthelf später die Berufung von fremden Professoren (darunter David Fr. Strauß nach Zürich, Eduard Zeller nach Bern), sowie die Aufnahme von fremden Flüchtlingen in der Schweiz[9]).

Mit Herder glaubt Gotthelf an das Gesetz der langsamen, stetigen Entwicklung nach einem von Gott bestimmten Ziel. Daraus erklärt sich die Abneigung gegen alles, was wie ein Bruch mit der Vergangenheit aussieht, was Revolution ist. Neben Herders Ideen studiert Gotthelf Johannes von Müllers Schweizergeschichte, auch Schillers und Körners Werke. Daneben führt er ein fröhliches Studentenleben, spielt in einer literarischen Sektion der Studenten bei Theateraufführungen mit. Er ist auch Mitglied einer studentischen Vereinigung, die sich mit nationalen und kantonalen Fragen der Politik beschäftigt und sogar einmal eine Eingabe an den Großen Rat gemacht haben soll[10]).

Schon als Student verbindet Gotthelf aufs beste Theorie und Praxis, so wird er vor Einseitigkeit und Halbheit bewahrt. Auch ist es ein Glück, daß sich seine Persönlichkeit in harmonisch-stetigem Fortschritt entwickeln durfte, daß keine großen Zeitereignisse störend auf ihn einwirkten. Die Ruhe der vielgeschmähten Restaurationszeit (1815—1830) ließ dem Charakter Muße, sich zu bilden.

Bitzius ist begeistert dabei, als der Zofinger Verein zur Belebung des schweizerischen Nationalgeistes gegründet wird. Die Politik wird ihm zum Bedürfnis, er sieht ein, daß er nicht zum Gelehrten,

---

8) Vgl. Muret, S. 15.
9) Vgl. Anhang W. XIII, S. 629.
10) Vgl. Muret, S. 19.

aber zum Mann der Tat bestimmt ist[11]). Er will neben den Wissenschaften den Menschen studieren und genau kennen lernen.

Im Jahre 1820 wurde Bitzius Kandidat und zugleich Vikar bei seinem Vater, der ihn in die Schule nahm[12]).

Die neue Tätigkeit erfüllte den Vikar mit Freude und Genugtuung. Gemeinde und Behörde lobten seine treue Pflichterfüllung, den sittlichen Ernst und die kluge Initiative des Vikars[13]). Dennoch zog es ihn nochmals hinaus ins freie Leben, zu weiterer Ausbildung. Und so reiste er nach Göttingen, an die berühmte Universität, an der damals etwa 40 Berner studierten. Bitzius studierte Kirchengeschichte, Ästhetik und Weltgeschichte, verkehrte meist mit seinen Landsleuten und las Walter Scotts Romane. Am Schlusse des Sommersemesters unternahm er allein eine Reise auf die Insel Rügen. Sein Reisetagebuch und die Briefe an Vater und Schwester kennzeichnen mehr ihn selber als die Örtlichkeiten, die er besucht hat. Er will durch das Reisen reifer und bedeutender werden. Der zukünftige Schriftsteller schaut aus den Reiseberichten heraus. Er urteilt, belehrt, moralisiert, er will für das Gute wirken, bemerkt am 17. Nov. 1821 im Brief an die Schwester, daß er sich entschlossen habe, „ein großer Schriftsteller zu werden, wozu ich große Anlagen in mir entdeckte“[14]).

Am 9. Januar 1822 schreibt er: „Aufrichtig bekenne ich, was mir hier am meisten fehlt, ist, daß ich niemand belehren, unterrichten kann. Teils wissen leider die meisten mehr als ich, teils findet niemand einen Beruf, mich anzuhören, so ersticke ich manchmal fast in meinen Applikationen und Belehrungen“[15]).

Bezeichnend ist auch, daß er über alle Verhältnisse und Personen in der Heimat genau unterrichtet sein will, auch hier zeigt sich das starke Verbundensein mit ihr, das zähe Beharrungsvermögen, trotz der Ferne, trotz der Reise, ganz in ihr zu leben. Zurückgekehrt (1822) wurde Bitzius wieder Vikar bei dem Vater, „ich beschäftigte mich mit der Schule, trieb Landwirtschaft, Volkspädagogik von allen Sorten, es war die Zeit Goldmacherischen Schwärmens“[16]). Ausführlicher ist diese Zeit (1822—1824) in dem Vikariatsbericht über die Gemeinde

11) Dito, S. 21.
12) Selbstbiographie, S. 11.
13) Vgl. Rud. Hunziker in: „Die Schweiz“, Illustr. Jahrbuch 1923, S. 117.
14) Dito, S. 119.
15) Vgl. Briefe an Sigmund Bitzius, Schweizer Heimkalender 1925, S. 215.
16) Vgl. Selbstbiographie, S. 11.

Utzenstorf geschildert. Dieser Bericht ist nach dem Tode des Vaters (9. Febr. 1824) abgefaßt worden[17]). Statt des verlangten, knappen Berichtes, schrieb er eine ganze Abhandlung, eine „Generalabrechnung" mit Zuständen und Wunden der Zeit, die sein scharfer Blick zutiefst erkannte, und die er mit schonungsloser Offenheit ans Licht zog.

Aber Bitzius zeigt in dieser ersten schriftstellerischen Tat auch Mittel und Wege, wie man den Übeln abhelfen könne; er verrät den gesunden Praktiker, eifert gegen Schablonen- und Formelwesen, geißelt die parteiliche Armenverwaltung, das Verdingen armer Kinder, den Steuerbetrug der Reichen. Die Schrift enthält im Keim das ganze Programm des späteren Schriftstellers und Philanthropen.

Untrüglich tritt die Wesensverwandtschaft mit Pestalozzi zutage, zu dessen Jüngern sich Gotthelf drei Jahre vor Pestalozzis Tode zählt. Ja, Gotthelfs Lebenswerk ruht auf den Schultern Pestalozzis, wie dies im Einzelnen im folgenden Kapitel ausgeführt wird.

Bald nach der Niederschrift des Berichtes kam Gotthelf auf fünf Jahre nach Herzogenbuchsee. Darauf siedelte er auf ein Jahr nach Bern über. „Hier machte ich einen praktischen Kursus in der Armenpflege durch und genaue Bekanntschaft mit dem Stadtgesindel"[18]).

Ende des Jahres 1830 wechselte er zum letztenmal sein Wirkungsfeld, indem er nach Lützelflüh im Emmenthal berufen wurde. Erst 1832 fand die Ernennung zum Pfarrer statt. Hier verheiratete er sich mit der Tochter seines Amtsvorgängers, die ihm eine wertvolle Stütze und weise Beraterin wurde. Ein glückliches Familienleben glich viele Anfechtungen und Kümmernisse aus, die besonders zur Zeit der heftigen politischen Kämpfe (1844—1850) das Familienoberhaupt umbrandeten.

b) Gotthelf und Pestalozzi.

In ihren Schriften gebärden sich Pestalozzi und Gotthelf ziemlich gleich. Sie verachten die ausgeglättete Form und gehen an ästhetischen Forderungen ohne Bedenken vorbei[1]). Eigenmächtig und ungebärdig schalten sie mit der Schriftsprache, durchsetzen sie mit Mundart-Ausdrücken, oder bringen seitenlange Exkursionen im Berner- oder Zürcher-Dialekt. Oft fehlt ihnen jedes Maß und Ziel; das Herz brennt ihnen oft mit dem Verstande durch. Sie

17) Vgl. Rud. Hunziker: „Der junge Gotthelf als Seelsorger", S. 3—4.
18) Vgl. Selbstbiographie, S. 11.
1) Vgl. W. Hopf: J. G. im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, S. 14.

schreiben nicht um des Schreibens, sondern um praktischer Zwecke willen. Sie wollen Volkserzieher sein, sie kennen nur die Tendenz, appellieren an den Willen, aus dem die Tat entspringen soll. Andere und eigene Not zwingt sie, mit der Feder zu kämpfen. Sie wenden sich ans Volk, nehmen dessen derbe Sprache an und schaffen oft ungewollt eine Poesie, um die sie begabte Künstler, wie Gottfried Keller, zu beneiden scheinen. Es schmerzt Pestalozzi tief, daß die Welt „Lienhard und Gertrud" nur als Roman auffaßte und beurteilte[2]).

Wie schon im vorhergehenden Kapitel erwähnt wurde, gehört es zu den Pflichten eines bernischen Geistlichen, alljährlich einen Bericht über die Gemeinde zu verfassen.

Der siebenundzwanzigjährige Vikar Bitzius, dem das vorliegende Schema zu eng ist, hält nicht nur mit den Zuständen in seiner Gemeinde Utzenstorf, sondern auch mit denen der ganzen Gesellschaft eine selbständige Generalabrechnung.

Es ist darin auch vom Armenwesen die Rede. Bitzius schlägt dem Gemeinderat vor, dem Prediger zur Erleichterung der Armenaufsicht und der Armengutsverwaltung einen Almosner und drei weitere Männer aus den drei Teilen des Dorfes Utzenstorf als Stützen beizuordnen. „Diesen sollen die Besorgung aller Armensachen überlassen bleiben, dagegen ihnen die Pflicht auferlegt werden, genaue Aufsicht über die Armen zu führen, zu sorgen, daß sie erst ihre eigenen Kräfte gebrauchen, ehe man ihnen steure, die Besteuerten zu ihren Obliegenheiten anzuhalten und gleichsam ihre Vögte zu werden, den Kindern gute Unterkommen zu suchen, wo sie recht gehalten, beten und arbeiten lernen" usw.

Diese Stelle, wie die ganze innere Struktur des Berichtes, verraten deutlich die Abhängigkeit des Vikars Gotthelf von Pestalozzi. In allen späteren Schriften Gotthelfs tritt das verwandtschaftliche Verhältnis der beiden Volkserzieher immer wieder zutage.

Pestalozzis Pädagogik ist Individual- und zugleich Sozialpädagogik. Die erste Aufgabe der Erziehung besteht darin, den Menschen zum Menschen heranzubilden, so, daß jeder, welchem Stande er auch angehöre, auf das hingelenkt wird, was allen Menschen gemeinsam ist. Die besondere Bildung, welche zu einem Beruf führt, ist der Menschheitsbildung untergeordnet. Der Gang der Erziehung soll nicht vom Ökonomischen ausgehen.

---

2) Vgl. Konzelmann: Pestalozzi, S. 49.

Nach Pestalozzis Auffassung ist der Mensch von Natur weder gut noch vernünftig; seine ursprünglichen Triebe wirken eher zerstörend als aufbauend. Die Gesellschaft trachtet den Menschen durch allerlei Einrichtungen, Gesetze, Sitten und Erziehung in seinem Innersten zu verwandeln. Er soll aber über diese Stufe hinausgelangen zu einer höheren Natur, die sich selbst Gesetze gibt. Mit dieser Auffassung tritt Pestalozzi Rousseau entgegen, welcher in der Kultur nur die Verderberin des von Natur aus guten Menschen sieht. Doch gibt Pestalozzi zu, daß die Umstände, das Milieu, den Menschen verderben können. Aber das steht ihm fest, daß der Mensch die Kraft hat, die Umstände zu gestalten, sie nach seinem Willen zu lenken.

Zwei Grundideen sind es, in welche sich die Summe der Forschungen Pestalozzis zusammenfassen läßt. Die eine ist die Idee der Elementarbildung, die Einsicht, daß alle menschliche Bildung sich aus einfachen, in lückenloser Stufenfolge dargebotenen Elementen aufbauen muß. So soll der Gang der Verstandesbildung in gesetzmäßiger Übereinstimmung mit der rechten Willensbildung sein. Beide vereinigen sich in der Arbeitsbildung. Der zweite Grundgedanke ist der, daß diese Erziehung dem ganzen Volke, vor allem der untersten Schicht, zu Teil werden müsse. Pestalozzi denkt, der damaligen sozialen Lage entsprechend, an das Arbeitervolk der kleinen Hausindustrien auf dem Lande. Die Erziehung und Hebung der untersten Volksklasse ist sein ganzes Leben hindurch sein wichtigstes Streben. Um diese Klasse auf eine höhere Stufe der Bildung zu bringen, wendet er die einfachsten Mittel an. Die Erziehung soll den Armen nicht in erster Linie über seine Lage emporheben, sie soll ihn an die Armut gewöhnen, daß er stark werde im Kampf gegen die Schwierigkeiten seines Standes. Aber es muß vor allem dafür gesorgt werden, daß der Arme ein Stück menschlicher Bildung erhält.

Die Industrie ist nun einmal da, es gilt, sie selbst in den Dienst der Erziehung zu stellen. Pestalozzi erkennt, daß die neue Zeit eine bessere Bildung des Volkes verlangt.

Das Haus ist der Ort, wo die Elementarbildung ihren Anfang zu nehmen hat. Denn die Familie ist die Urform der menschlichen Gemeinschaft. Hier soll das Fundament der sittlichen Bildung durch die Liebe der Mutter und des Vaters gelegt werden. Hier wird der rechte Bruder- und Schwestersinn geboren, der für das Bestehen der Gemeinschaft unumgänglich notwendig ist. Das Kind wird hier an die Wechselfälle des Lebens gewöhnt, es lernt die Kräfte des Opfersinns,

der demütigen Liebe anwenden. An den elementaren Konflikten des Zusammenlebens kann sich die seelische Kraft entfalten. Es lernt jene dauernde, stille Aufmerksamkeit, die stets zum Dienen bereit ist. Auch wird in der Familie zuerst das Verantworlichkeitsgefühl für den Nächsten herausgebildet und betätigt.

Beide, Pestalozzi und Gotthelf, weisen der Frau eine große Rolle in der Erziehung zu. Sie ist die Vertreterin der Gemüts- und Seelenkräfte, das „innerste Rädli" im Haushalt. Sie führt den mehr dem Materiellen zugeneigten Mann ins Reich der Seele, zur Verbindung mit dem Ewigen. Gertrud und Meyeli (aus Anne Bäbi) vermögen eine ganze zerfahrene und todgeweihte Welt durch ihre stille Seelenkraft zu retten und innerlich umzugestalten.

Die Erweiterung der Familie ist der bürgerliche Verein, eine Familie von Familien. Die oberste und höchste Familie ist die, deren Allvater Gott ist. Pestalozzi stellt den Satz von der inneren Einheit des Bildungsganges des Individuums mit der Entwicklung der Gesellschaft auf. Die Sittlichkeit ist nicht nur individuell, sondern sie bezieht sich immer auf das Verhältnis der Menschen in der Gesellschaft. Die Arbeit für und in der Gemeinschaft ist ihr Fundament. Sie kann aber erst dann zum Segen werden, wenn die Willens- und Verstandesbildung aller Einzelnen im harmonischen Entwicklungsgang vollzogen ist. Nur durch die Kräfte des Willens entsteht eine wahre Gemeinschaft. Alle körperliche und geistige Bildung hat sich deshalb der sittlichen unterzuordnen. Wenn alle diese Kräfte im rechten Verhältnis stehen, dann wird sich die höhere Natur des Einzelnen und der Gemeinschaft frei auswirken können. „Das zu erzielende Resultat unserer Herzensbildung ist Befriedigung und Veredlung unserer Natur durch Glauben und Liebe." Immer wieder betont Pestalozzi, daß man zuerst das Fundament aller Erziehung legen müsse: „Individuelle Kultur ist das Fundament der Segenskräfte, der kollektiven Menschenkultur". Diese individuelle Kultur besteht nicht in der gänzlich ungebundenen Entfaltung, wie sie Rousseau gepredigt hat. Pestalozzi korrigiert diesen, indem er die Begriffe von Befehl, Pflicht und Gehorsam wieder einführt. Selbst Strafen sind, sofern sie von den Eltern ausgehen, oft etwas Unentbehrliches.

Die sozialen Ordnungen sind nur insofern von Bedeutung, als sie Mittel zur Erhebung des Menschen sind. Die Standesunterschiede an sich sind kein Hemmnis für die innere Bildung des Menschen. Die

Gleichheit der Stände wird nie von Pestalozzi als eine Notwendigkeit betrachtet. Er findet, daß gerade die Ungleichheit ein Ansporn zur Tüchtigkeit sein kann. Die gute Staatsregierung aber sorgt für gesunde Wirtschaftsverhältnisse, so daß sich das Volk allmählich zur vollen, geistig-sittlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Selbständigkeit entwickeln kann. Alle Maßnahmen der Regierungen sollen dem Menschen dienen und sind für ihn da und nicht umgekehrt.

Wenn die Vorgesetzten ihre Pflicht nicht erfüllen, stellt sich Pestalozzi ganz auf Seite des Volkes, ohne aber die Revolution gutzuheißen. Auch darf die Entwicklung zur absoluten Demokratie nur dann vor sich gehen, wenn sie mit der Erleuchtung der Menschheit gleichen Schritt hält.

Pestalozzi sieht ein, daß die Revolution vor allem im Zusammenhang mit der Wirtschaftsentwicklung steht. Das Elend derselben ist ihm nicht unbekannt. Schuld daran ist, daß man vergißt, im Arbeiter den Menschen zu sehen, und daß die Gesellschaft und der Staat nicht mehr der sittlichen Idee dienen.

Trotz allem Wandel der Verhältnisse, trotz aller Industrie und Politik kann der Mensch seine Seele frei und froh bewahren[3]). Das ist der Sinn von Pestalozzis Sozial-Pädagogik[4]).

Der jüngere Gotthelf bekennt sich freudig zu seinem großen Meister und empfiehlt die Lektüre von „Lienhard und Gertrud". Im fünften Kapitel der „Armennot" wird Pestalozzis Wirken ausführlich beleuchtet. Gotthelf nennt ihn einen „Hochbegabten", der das Wehen eines Geistes vernahm, welcher erkannte, „daß in den Kindern das Heil der Welt liege, daß sie wie Engel Gottes herabsteigen in unser Leben, bittend, daß wir sie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen teilen, es ihnen bewahren möchten, daß sie die wahren Tempel seien, in denen wir uns entsündigen, heiligen könnten"[5]).

Auch ist es Gotthelf daran gelegen, von Pestalozzis Bild allen Staub zu entfernen, den Mißverständnis und Verdrehung verursacht haben. Vor allem stellt er fest, daß Pestalozzi mit ganzer Seele an den

---

[3]) Vgl. Rud. Hunziker: Der junge Gotthelf als Seelsorger, Einleitung S. 11, W. XV, S. 482.

[4]) Vgl. dito, S. 41.

[5]) Vgl. W. XV S. 163.

„Und drum ist die Persönlichkeit Pestalozzis, in der das Seelisch-Soziale das entscheidende Lebenselement ist, schon an sich soziale Botschaft." (Weidemann, Pestalozzis soziale Botschaft, S. 36.)

armen Kindern gehangen habe, daß er kein Pädagoge für reiche Kinder gewesen sei. „Dieser (der armen) Kinder Geist wollte Pestalozzi anbauen, dieser Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit sie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von diesen Kindern weg, alt und müde rief den geplagten Geist der Herr zu sich“[6]).

Auch Gotthelf will die armen, verwahrlosten Kinder von warmer Elternliebe umgeben wissen. Diese Idee der Armenerziehung stammt von Pestalozzi. Gotthelf sagt von ihr: „Diese Liebe wallte so glühend in Pestalozzi und seinem edlen Weibe, und diese Liebe ist's, was ihn so groß macht, und nicht seine Methode, welche später die, welche die Liebe nicht hatten, so hoch priesen und doch vor dem Veralten nicht schützten, sondern sie in Verruf brachten. Erst wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgetaut ist, beginnen seine Kräfte sich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieses Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Tätigkeiten des Geistes angespannt und geschärft würden, das war der Sinn von Pestalozzis Methode, deren Eckstein aber die Liebe war; denn wahren Elternsinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die sogenannte Schule“[7]).

Gotthelf will nicht, daß man aus Pestalozzis Wirken ein pädagogisches System ableite, oder daß man allein auf seine praktischen Vorschläge zur Beschäftigung der Armen in Industrie, Landbau und Handfertigkeiten abstelle. Er betont immer wieder den Grundzug Pestalozzis, die Liebe[8]), welche durch das Christentum offenbart wird und allein zur Überwindung der sozialen Not befähigt. „Die soziale Botschaft Pestalozzis ist keine Theorie von der richtigen Wirtschaftsform, ist kein Plan, wie das stürmische Leben gebändigt, in Fesseln geschlagen, an die Kette gelegt, ein für allemal geordnet und organisiert werden könnte“[9]). Im Kern sind die Weltanschauungen Gotthelfs und Pestalozzis sich gleich.

Allerdings fehlt Pestalozzi, was Gotthelf erkennt, die männliche Bestimmtheit und Kraft, um seine in die Realität umgesetzte Idee

---

[6]) Vgl. dito, S. 164.
[7]) Vgl. dito, S. 165/166.
[8]) Vgl. dito, S. 212.
[9]) Vgl. Weidenmann, Heinrich Pestalozzi's soziale Botschaft, S. 12.

halten zu können[10]). Pestalozzi mußte 1805 dem Bodenreformer und Musterlandwirt Emmanuel von Fellenberg weichen[11]). Gotthelf ist diesem aus demselben Grund wie Pestalozzi abhold. Fellenberg vertrat, als kühler Verstandesmensch, zu sehr den Standpunkt des ökonomischen Nutzens, denn er hielt vor allem die Arbeit für das charakterbildende Mittel, während Pestalozzi und Gotthelf die Liebe, welche auf das Gemüt wirkt, als erstes Erziehungsmittel betrachten.

Auch darin sind Pestalozzi und Gotthelf eins, im Gegensatz zu Rousseau, daß der Mensch von der Natur aus tierisch ist. Dieser primitive Zustand kann nur durch Herzensbildung, vor allem durch innere Wiedergeburt, aufgehoben werden.

Im „Schulmeister" heißt es deshalb, „Ein alt, schön Lied sagt, der Mensch sei halb Tier, halb Engel, das heißt als Tier werde er geboren, ein Engel solle er werden. Dazu besitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott . . ."[12]).

Was die Ansichten über Staat und Gesellschaft anbelangt, herrscht ebenfalls große Übereinstimmung zwischen Pestalozzi und Gotthelf. Wie Lessing und Pestalozzi, so fürchtet Gotthelf von der allzu großen Macht des Staates Nachteile für den Einzelnen. In Pestalozzis „Nachforschungen" heißt es: „Je anspruchsvoller der Staat ist, je mehr er durch den Geist der Zeit und die Gewalt der Umstände genötigt ist, die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahestehenden Menschen zu trennen und den Bürger mit der ganzen Härte seiner Kraft fühlen zu lassen, daß er um des Staates und nicht um seiner selbst willen in der Welt ist, und daß sein Recht gegen die Ansprüche irgendeiner Art von Gewalthabern ohnmächtig ist, desto mehr wird die Gemütsstimmung der Bürger, die ihrer inneren Veredlung wesentlich ist, durch die Staatsverwaltung untergraben"[13]).

Von den Gesetzen denkt Pestalozzi ähnlich. Die Gesetzgebungen sind so hoch, daß sie nicht an die Menschen denken können, „sie besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend" . . .[14]).

---

10) Vgl. Heinrich Pestalozzi von Ad. Haller, S. 222, Pestalozzi bekennt: „Ich bin von Kindsbeinen auf den Ansprüchen kraftvoller, selbstsüchtiger Menschen unterlegen und hundert und hundertmal einer solchen Kraft wie eine arme Maus einer Klapperschlange in den aufgesperrten Rachen hineingerannt."

11) Über das Verhältnis Gotthelfs zu Fellenberg vgl. Rud. Hunzikers Anmerkungen zur Armennot. W. XV, S. 198, 199, 178 und Selbstbiographie, Neue Zürcher Zeitung vom 8. Juni 1924, S. 12. W. I, S. 358. W. III, Kap. 29.

12) Vgl. Sch. W. II, S. 86, 291. N. B. K. 1843, S. 29.

13) Vgl. W. P. VII, S. 178 (Nachforschungen).

14) Vgl. W. P. VII, S. 391.

Wie Pestalozzi verlangt Gotthelf eine Moral, unter die sich der Einzelne wie der Staat zu beugen hat. „Die Macht darf nur soweit von mir fordern, daß ich ein sittlicher Mensch sei, als sie selbst sittlich, d. i. als sie nicht Macht ist, nicht als Macht handelt. Sie darf es nur insoweit von mir fordern, als sie in der Göttlichkeit ihrer Kraft lebt und waltet, nicht, daß ihr gedient werde, sondern daß sie diene und ihr Leben gebe zur Erlösung für viele“[15]). Und weiter sagt Pestalozzi: „Der Staat ist deshalb keine ideale Institution, weil er sich auf Macht gründet, und Macht ist tierisch. Der Mensch tritt in die bürgerliche Gesellschaft, seines Lebens froh zu werden und alles das zu genießen, was er als ein sinnliches, tierisches Wesen unumgänglich genießen muß, um seine Tage froh und befriedigt auf dieser Erde zu durchleben“[16]).

Der Staat dient also nur der allgemeinen Selbstsucht, er soll ein Wächter sein, „daß der allgemeine Tiersinn unserer Natur bei dem ersten Bürger wie bei dem letzten nicht zum Nachteil der andern in seiner bürgerlichen Lage Nahrung und Begünstigung findet“[17]).

Wenn eine weise Hand den Staat regiert, kann die Nationalsittlichkeit eine Folge dieser Weisheit sein, welche die Gewalt dem Recht und die Selbstsucht dem Wohlwollen unterordnet.

So betrachten Pestalozzi und Gotthelf den Staat als ein Individuum, welches nur so weit Gutes wirkt, als es menschliche Eigenschaften betätigt. Gotthelf nennt den Staat „eine Verbrüderung zum Schutz der Güter“, „eine aufgestellte Wache“, welche vor allem das Gut der Unmündigen vor Betrügerhänden sichern soll[18]). Beide verlangen vom Staate energische Maßnahmen, daß der Mensch vor innern und äußern Feinden verschont bleibe, — sie wollen dasselbe, was Calvin und Zwingli vom Staate forderten und mit seiner Hilfe auch durchführten.

Dieselbe Auffassung haben auch Schiller und Wilh. von Humboldt. Ähnlich Pestalozzi: „So wie die Staatskunst und Gesetzgebung Ursache und Mittel ist, daß der Arme im Land wie ein Mensch leben kann, daß das Waislein erzogen wird, wie wenn es einen Vater hätte, und der Untertan seines Lebens und seines Eigentums und seines Rechts ebenso froh wird, als die, die in der bürgerlichen Stufenfolge

15) Vgl. W. P. VII, S. 396.
16) Vgl. W. P. VII, S. 394.
17) Vgl. W. P. VII, S. 396
18) Vgl. W. VI, S. 155.

höher stehen als er, nur so weit leistet der Staat, was die Menschheit zu leisten vermag, unser Geschlecht durch die Bande der Gesellschaft dem Unsichtbaren näher zu führen und die Veredlung unserer Natur durch den wahren Dienst des Allerhöchsten zu erziehen. Soweit die Staatskunst und die Gesetzgebung dies alles nicht tut . . ., soweit entreißt und raubt sie dem Menschen auch Gott, wie immer ein Mensch dem andern Gott zu rauben vermag“[19]).

Auch Gotthelf erkennt die Lebensberechtigung des Staates nur insofern, als er den Menschen zu Gott führt. „Nur durch die sittliche, geistige und staatsbürgerliche Individualveredlung wird überhaupt jenes demokratische Staatsideal erst denkbar, das Pestalozzi nun im Gegensatz zum bloß zivilisatorischen Staatsgebilde aufstellt“[20]). In jungen Jahren ist Pestalozzi derart für das demokratische Staatsideal begeistert, daß er ihm sogar Frau und Kind opfern will, während Gotthelf sich nie zu solchen Übertreibungen hinreißen läßt. Einig sind beide im Gedanken, daß das Volk als Masse sich nicht selber helfen kann, daß edle Landesväter (wie Arner) mit rechtem Vatersinn die besten Volksführer sind. Pestalozzi hat, seiner Zeit gemäß, Friedrich II. und Josef II. vor Augen gehabt. Pestalozzi und Gotthelf verlangen keine bestimmte Regierungsform; was sie wollen, sind führende Menschen, die, von göttlicher Weisheit und Kraft erfüllt, das Volk zum Guten erziehen. Das Heil muß von oben kommen, nicht von unten. Beide beurteilen alle politischen Aktionen und Reformen in bezug auf die Erziehung. (Vgl. Konzelmann, Pestalozzi, S. 86.)

Weitere Übereinstimmungen zwischen Pestalozzi und Gotthelf finden wir in der Betrachtung ihrer sozialen Ideen. Beide möchten die äußeren Unterschiede der Stände bestehen lassen, wenn nur das geistige Band von Höheren zu Niederen gefestigt ist. Ohne Gottesfurcht kommt aber keine dauernde Vereinigung in der Liebe zustande, ohne sie ist es unmöglich, „den Keim dieser Empörung gegen die gesellschaftlichen Bande im Innersten unserer Natur zu ersticken . . .“[21]).

Die Gleichheitslehre der Naturrechtstheorie lehrt dasselbe Recht, das sich auch der Fuchs auf den Hühnerstall und auf den Taubenschlag der Menschen andichten möchte, also ein rein tierisches, ein Recht des Stärkeren. Von einem solchen Menschen nimmt Pestalozzi

19) Vgl. W. P. VII, S. 314.
20) Konzelmann, Pestalozzi, S. 112 und S. 86.
21) Vgl. W. P. VII, S. 311.

an, daß er sich in allen Lagen nach einem besseren Recht sehne, „als nach dem Recht seiner Keule“[22]).

Arner in „Lienhard und Gertrud“ hält eine unbeschränkte Freiheit zu „rechten“ für den Wohlstand der Haushaltungen kaum für besser, als die unbeschränkte Freiheit zu rauben und zu morden. Er erlaubt das Recht niemals, ohne daß vorher als ein stiller, ins ernste Joch der Ehrbarkeit und Ordnung gezwungener Freundlichkeitsversuch stattfinden mußte. . . .„Er erklärte öffentlich, wer vors Recht komme, sei ein schlechter Mensch“[23]).

Pestalozzi möchte im Untertanen „die innere Liebenswürdigkeit“ entwickeln gegen den obern Stand, welches das beste Mittel sei, das Herz des Obern gegen den Untertan rein zu halten und Freude zu bereiten. In ihrer Taktik, den gesellschaftlichen Übeln zu begegnen, gehen Pestalozzi und Gotthelf ebenfalls einig. Pestalozzi erkennt, daß der Hang des Menschen, der Natur in völliger Ungebundenheit nachzuleben, stärker ist als alle Folgen der gesellschaftlichen Bildung, und daß die Höherstehenden, „diesen Grundsätzen am meisten entgegen handelten und alle Vorzüge ihres Höherstehens . . . fast immer nur dazu anwendeten, gewalttätig und ungesellschaftlich zu handeln“[24]).

Darum will Arner verhüten, was dem Zusammenhalten entgegen ist. Sein Grundsatz dafür lautet: „. . . mit der Verhütung derselben von oben anzufangen und besonders diejenigen, die in der bürgerlichen Stufenfolge höher stehen als andere, in eine Ordnung hineinzulenken, daß ihre Denkungsart, Sitten, Ansprüche und ganze Stimmung nicht durch die persönliche Verwilderung zur Unaufmerksamkeit auf die reinen Grundsätze der bürgerlichen Vereinigung und dadurch zur Verwahrlosung des Volks und zur Gleichgültigkeit über das Recht und die Ehre der Niederen hinabsinken“[25]). Um das soziale Leben eines Volkes gesund zu erhalten, bezeichnet Pestalozzi drei Mittel: die Erziehung, die Gerechtigkeit und die Religion. Sie befähigen zur tüchtigen Standes- und Berufsbildung, zur Erwerbung und Erhaltung des Eigentums und zum geordneten gesellschaftlichen Leben, indem sie die Natur mit ihrem zerstörenden Egoismus im Zaum halten.

22) Vgl. W. P. VII, S. 417, 418 und W. XIII, S. 198.
23) Vgl. W. P. VII, S. 305.
24) Vgl. W. P. VII, S. 319.
25) Vgl. W. P. VII, S. 307.

Damit erklärt sich Gotthelf großenteils einverstanden; aber er betont stärker und konsequenter als es Pestalozzi getan hatte, die Wirkungen der Religion, wohl auch deshalb, weil er Pfarrer war und zu seinen Lebzeiten der Kampf für und wider dieselbe viel leidenschaftlicher geführt wurde[26]).

Kein Zweifel, das Zentralproblem für alle Lebensfragen ist nach Pestalozzi und Gotthelf das religiös-sittliche, die zentrale Aufgabe, die zugleich die wahre soziale Erziehung des Menschen ist.

Das große Lebenswerk Pestalozzis ist die Armenerziehung, wie er sie unter unsäglichen Mühen, Mißerfolgen und Enttäuschungen auf dem Neuhof bei Brugg begonnen hat. Trotzdem ist der gute Same aufgegangen, das Werk ist gewachsen und gedeiht heute noch zum Segen des Volkes und der Gesellschaft.

Gotthelf hatte seine „Armennot" (1840) als Werbeschrift zur Gründung weiterer Armenerziehungsanstalten geschrieben. Ja, er arbeitete selber seit 1835 im Dienste der Armenerziehungsanstalt in Trachselwald[27]). Es lag ihm viel daran, daß sie ganz im Sinn und Geiste Pestalozzis geführt werde.

Beide wollen, nach ihrer Individualpädagogik, beim einzelnen Menschen anfangen und zwar bei dem Kinde. Sie gehen von dem Gedanken aus, daß in der Jugend die Keime der Zukunft liegen, daß die Jugendseele noch bildungsfähiger und aufnahmswilliger ist als die des Erwachsenen. Pestalozzi und Gotthelf glauben, daß der junge Mensch durch Liebe, Zucht und gutes Vorbild zu einer charaktervollen Persönlichkeit und zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft erzogen werden könne. Dieser hohe Glaube kennzeichnet den deutschen Idealismus oder Humanismus, den geistigen Nährboden beider Volkserzieher. Von diesem Geiste beseelt ist Gotthelf, wenn er die Kinder „als des Staates größte Güter" betrachtet. Sie schaffen die Zukunft eines Landes, in ihnen ruht künftiges Glück oder Unglück. In der Familie, als der Urform des Staates und der Gesellschaft, ruht die größte Bedeutung. Sie ist die wichtigste Quelle, aus der das Leben strömt. „Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es, nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel

---

26) Vgl. Konzelmann, Pestalozzi, S. 229.

27) Welche Liebe für dieses Werk spricht aus der Armennot. W. XV, S. 204.

ist, gestaltet sich das andere“[28]). Diese Auffassung ist es, welche Gotthelfs und Pestalozzis Sorge erklärt, daß die armen, verwahrlosten und verwaisten Kinder ja in die Obhut einer Familie kommen, weil keine berufliche Bildung genüge. Vor allem dürfen die Kinder nicht unter die Obhut von bezahlten, herzlosen Beamten gestellt werden; „es darf kein pedantischer Geist mit Gesetzen und Reglementen sich über ihre Häupter schwingen, es muß allerdings eine höhere Weihe über die Kinder kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen . . .“; „es muß Gott in die Seele niedersteigen und seine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiste“[29]). Damit ist die Familie als die wichtigste Bildungsstätte des Menschen bezeichnet, weil sie das Gemüt, die Seele bildet. Das Wissen macht noch nicht den Menschen aus. Und besonders dem armen Kinde wird die einseitige Verstandesbildung zum Verhängnis. „Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptsächlich hineingerissen in die Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig sein, will händelen, gewerben usw.“[30]). Jede Einseitigkeit rächt sich. Das Allerheiligste im Menschen, die unsichtbare Werkstätte, woraus alles Leben entspringt, ist die Seele. Es ist die geheimnisvolle, innere Welt, worin alle unsere Gedanken und Taten als Urbilder vorhanden sind. Der Intellekt ist weniger bedeutend als die Seele. Er soll ihr ratend, helfend und klärend zur Seite stehen. Wehe aber dem Geschlecht, das nur des Geistes Kräfte schärft, in Denken und Wissen alles setzt. Da wirds kalt und öde im Herzen; Eitelkeit, Hochmut und Selbstsucht werden groß. Gotthelf ist ein erbitterter Feind der modernen Schulen, höheren und niederen, weil er findet, daß sie nur den Intellekt pflegen, die Erziehung aber im religiös-sittlichen Sinne vernachlässigen. „So sind eben diese Schulen, auf die man sich viel zu gut tun hört, Pflanzstätten der falschen Aufklärung, die wie Weisheit aussieht, aber, genau betrachtet, Torheit ist, an Zahlen und Prozente das Auge gewöhnt, Quittungen ausstellen, Obligationen schön schreiben lernt, aber von der Rechnung mit Gott nichts weiß, nicht weiß, daß Versicherung mit Gott unseres Lebens Zweck sei. So lernen die Kinder von früh an glauben, gut rechnen und schön schreiben sei weit mehr wert als schön denken und gut handeln“[31]). Wo die Schule

---

28) Vgl. W. VII, S. 366.

29) Vgl. W. XV, S. 212 und N. B. K. 1842 „Die Liebe“.

30) Vgl. W. XV, S. 136.

31) Vgl. Neues Berner Taschenbuch 1917, S. 148 und B. W. XIII, S. 284, 390 f.

nicht eine harmonische Fortsetzung und Erweiterung der Wohnstubenerziehung ist, da schadet sie mehr als sie nützt. Mehr wert als alles Wissen, alle Bildung der Welt ist die Sehnsucht und Ahnung des Göttlichen und Ewigen. Die wahre Ehrfurcht vor Gott schafft auch die wahre Ehrfurcht vor der Obrigkeit, den Lehrern und Eltern. Der Mensch ist für den Himmel, nicht für materiellen Erwerb und Genuß geboren. In diesem Leben sollen ihm die Flügel wachsen, um in die unsichtbare, ewige Welt zu gelangen. Damit ist Pestalozzis und Gotthelfs Bildungsideal gekennzeichnet. Es ist das Ziel aller Menschen; dem frommen Armen aber ist es leichter, dahin zu gelangen, weil ihn die Welt weniger an sich kettet.

Als Schluß dieses Kapitels mögen noch Teile aus Gotthelfs Schilderung einer in Pestalozzis Geist geführten Armenerziehungsanstalt folgen, wie sie im 7. Kapitel der „Armennot" steht:

„Wer in eine derselben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Ansprechendes; wohlig wird es ihm ums Herz, und er sagt wohl zu sich: ‚Hier möchte ich Hütten bauen!' Und wenn er weitergeht, so brennt ihm das Herz, er wälzt in sich Pläne und Vorsätze zur Beförderung dieser Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Gesehenen nicht los. Wer darin herumgeht, sieht wohl dieses und jenes, welches er anders möchte, sieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere, hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf seine Fragen oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er sieht allenthalben fröhliche, muntere Kinder, nicht mehr das Stupide, Tierische auf ihren Gesichtern, welches arme Kinder so häufig bezeichnet. Er sieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß sie Menschen seien, sieht in ihrem Äußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden"[32]).

Damit die Arbeit dem Publikum recht vor Augen gestellt werden kann und von ihm eher geschätzt und unterstützt wird, empfiehlt Gotthelf, daß man von Zeit zu Zeit die Bestrebungen und Arbeiten in ehrbarer Treuherzigkeit zusammenstellen solle. Unglaubliches müsse dann geschehen, wenn jeder, der die Wichtigkeit der christlichen Armenerziehung eingesehen habe, nicht bloß Geld gebe, sondern seine Meinung in allen seinen Verhältnissen, im Hause, in der Gemeinde und im Staate geltend mache. Und endlich soll auch das persönliche Band zwischen allen Vätern und Müttern und ihren armen Kindern im ganzen Schweizerlande geschlungen werden auf einem, alle fünf

32) Vgl. W. XV, S. 204 und Hunziker, „J. Gotthelf" Monographie, S. 118.

Jahre sich erneuernden Pestalozzifest. Auf einem vom Wald bekränzten Felde möge der Dank der ganzen Schar als Opfer zum Himmel steigen dafür, daß Gott einen Geist auf Erden gesandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergesse, was unser Herr und Meister gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." „Das ist ein wahres Nationalfest, der Schweizer würdig, würdig auch des ersten Mannes, den in der letzten Zeit die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Fest, das sei unser Pestalozzitag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, dem Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unsre Herzen weiht"[33]).

Pestalozzi und Gotthelf haben auf sozialpädagogischem Gebiet Großes geleistet, weil sie sich in tiefsinniger Denkarbeit, in hilfsbereiter Tätigkeit mit dem schwersten Problem, dem Problem „Mensch und Menschheit" auseinandergesetzt haben. An sich selber und an ihrer Zeit haben sie es in voller Tragik erlebt und erlitten und sind aus Liebe zu den Menschen zu Wohltätern der Menschheit geworden.

c) Gotthelf und Gottfried Keller.

Soviel mir bekannt ist, hat sich Gotthelf nie direkt über Keller ausgesprochen, wohl aber ist das Umgekehrte der Fall[1]). Und zwar hat Kellers Urteil über Gotthelf jahrzehntelang als d a s Urteil gegolten. Da wir heute Gotthelf besser denn je verstehen gelernt haben, sind wir genötigt, Kellers Urteil teilweise aufzugeben, um neuen Er-

---

[33]) Vgl. W. XV, S. 246. Vergleiche auch den aufschlußreichen Brief Niederers an Krüsi in Pestalozzianum Nr. 1, 23. Jahrgang. „Die Revolution hatte damals (um 1800) bei großen Leiden auch große Ansichten und Bestrebungen veranlaßt. Eine der größten war, man müsse durch Erziehung dem Volke helfen und die milden Gaben moralisch zur Ausbeutung der Menschenkräfte benützen ..." Die größte Tatsache dieser Art war Pestalozzi in Stans. Der edelste, tiefste Gedanke der damaligen Schweiz, in Legrand, Stapfer, Rengger verkörpert, trug ihn dorthin, die dortige Armennot in ein Mittel der Armenerziehung zu verwandeln."

[1]) Von 1846 an wurde der materielle Radikalismus des Freischarenregiments immer mächtiger. Der Zürcher Staatsmann Alfred Escher war das geistige Haupt im Parlament. Es war der Gönner Gottfried Kellers (vgl. E. Ermatinger, G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher I, S. 187, 232. 236). Gotthelfs Angriffe gegen Alfred Escher mögen sich indirekt auch gegen Gottfried Keller gerichtet haben. Gegen Alfred Escher, siehe „Zeitgeist und Bernergeist", S. 8, 390, wo er Escher nennt; durch den ganzen Roman hindurch

kenntnissen und Wahrheiten den Platz zu sichern. (Vgl. den Aufsatz G. Keller und J. Gotthelf von O. v. Greyerz, Sonderabdruck der Bernerwoche, Juli 1919.)

Und dazu hat Keller in seiner Ehrlichkeit selber den Anfang gemacht, indem er am 28. Mai 1880 Jakob Bächtold gegenüber bekennt: „Meine Gotthelf-Rezensionen [in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1849—1855] sind sehr ungleich, zum Teil unüberlegt und flüchtig“[2]). Dieser Ausspruch betrifft nicht etwa Gotthelfs Beurteilung durch Keller vom Standpunkt des Dichters, sondern vom Standpunkt des Politikers aus.

Den Dichter Gotthelf hat vor und nach Keller kein Kritiker treffender und schärfer erfaßt und bewertet als Keller selber. Selbstbescheiden gibt er zu, daß Gotthelf „ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte“[3]). Und im selben, letzten, zusammenfassenden Aufsatz von 1855 schreibt Keller: „die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht keiner“[4]).

Auf der andern Seite tadelt Gottfried Keller an Gotthelf scharf, daß er alle Technik, Kritik, Ästhetik, jede äußere Kunstmäßigkeit und Zierde verwerfe. Keller führt alle diese Mängel auf die „kurzatmige“, religiöse Weltanschauung und auf die politische Stellungnahme Gotthelfs zurück[5]). Hier ist der Punkt, da die neuere Kritik einsetzen muß.

Die großen fundamentalen Gegensätze, die sich hier zwischen Gottfried Keller und Gotthelf öffnen, sind aus der Verschiedenartigkeit nach Alter, Abstammung und Entwicklung zum Teil schon zu begreifen. Keller ließ sich 1843 vom Ruf der „lebendigen Zeit“ zum

---

sind Ausfälle mehr oder weniger deutlich, die sich auf Escher beziehen können. Das ganze Buch ist ja nichts anderes als eine große Anklage gegen den Radikalismus. Vgl. Rud. Hunzikers Ausführungen W. H. XIII, S. 629—632. Ebenso Murets ausfuhrliche Auseinandersetzung mit Kellers Gotthelf-Rezensionen. Muret, S, 401—409. Vgl. auch E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben I, S 306, 307, 308.

2) Vgl. G. K. Nachgelassene Schriften, herausgeg. von Jakob Bächtold. Anhang S. 341.

3) Dito, S. 155.

4) Dito, S. 155, 156.

5) Dito, S. 157, 158.

Dichter erwecken, während Gotthelfs Weltbild und Wirkungsfeld damals schon ziemlich klar umrissen war. Wenn man so sagen darf: Gotthelf ist Keller um 10 Jahre voraus. Keller, der eine untätige, plan- und ziellose Jugend hinter sich hatte, warf sich 1843 mit voller, jugendlicher Inbrunst und Hingabe der neuen Realität „Demokratie" in die Arme, um ganz in ihr aufzugehen. In ihm war das glühende Verlangen, endlich einmal etwas Positives zu schaffen, sich für ein sicht- und greifbares Ideal einzusetzen. Das tat er denn auch mit seiner ersten Kampfeslyrik, die gegen Jesuiten und Aristokraten gerichtet war, und indem er als begeisterter, aber etwas unbedachter Eiferer die Freischarenzüge im Jahre 1844/45 mitmachte. Aber Keller war damals noch nicht Atheist; er hielt an seiner Naturfrömmigkeit fest und verlangte ein positives, religiöses, für den Menschen unerklärliches Element. Erst 1848/49, als Keller die Vorlesungen Ludwig Feuerbachs in Heidelberg hörte, vollzog sich in ihm die Wandlung[6]). Er bekannte sich von da an zur diesseitigen Weltanschauung und ließ sich damit ganz von der Strömung des liberalen Zeitgeistes hinreißen. Eine Gottheit als übersinnliches Wesen, ein Leben nach dem Tode gab es für ihn fortan nicht mehr. Der Mensch, der sich an der Natur orientiert, erschien ihm jetzt als das Maß aller Dinge. Daß Keller seinen Kinderglauben nicht ohne Kampf preisgegeben hat, zeigt sein wundervolles Gedicht:

„Ich hab in kalten Wintertagen
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.
Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, daß ich wohlgetan;
Ich habe neu das Herz umkränzet.
Im Grabe aber ruht der Wahn.
Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand,
Ich schau' hinauf zum blauen Dome —
Und such' kein besseres Vaterland.

6) Vgl. E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher I, S. 199—205.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß,
Ich weiß, wie hell die Flamme glühet,
Daß ich gleich dir vergehen muß!"[7]).

Und doch, es klingt verhaltene Wehmut um das verlorene Paradies aus dem Gedicht.

Es wird in den folgenden Kapiteln gezeigt werden, welche Stellung Gotthelf dem politischen und religiösen Liberalismus gegenüber einnimmt. Er sieht die neue lebendige Zeit von erhöhter Warte seiner schon gefestigten Persönlichkeit aus; er hat Distanz zu ihr genommen. Sein Kampf gilt mehr den Personen als dem System. Er tritt für keine bestimmte Staatsform ein, während Keller das Heil in der Demokratie sieht. Da Zürich der Sitz und die Burg des Liberalismus war, ist es zu begreifen, daß Gotthelf in seinen Ausfällen gegen Zürich nicht zurückhielt und somit indirekt auch Gottfried Keller traf. Daß der Schlag getroffen hat, beweist Gottfried Keller's Antwort in seinen Aufsätzen. Zu vergleichen sind auch die treffenden Ausführungen Rud. Hunzikers zu Gottfried Kellers Angriffen auf Gotthelf in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (im Schuldenbauer W. XIV., Seite 408—410). (S. Anm. 1.)

Gewiß hat Keller recht, wenn er Gotthelf mangelndes Formgefühl vorwirft, aber er vergißt, daß Gotthelf einmal nicht Künstler, sondern Volkserzieher sein will. Das ist auf der einen Seite vielleicht seine Schwäche, auf der andern seine Stärke. Und trotz der „kurzatmigen Weltanschauung" erreicht Gotthelf eine Poesie, die Keller an das „maßgebende Altertum" erinnert.

Gotthelfs Werk überragt also nicht deshalb Keller, weil er der größere Künstler gewesen wäre, sondern weil in seinen Werken die unvergänglichen Güter der Menschheit ihren tiefen und wahren Ausdruck gefunden haben. Diese Güter heißen: der Gottesglaube, die Nächstenliebe und die Familie.

Die Zeit, in der Gotthelf lebte, schien ihn nicht verstehen zu wollen und zu können. 20 Jahre später kam die Gründerzeit mit ihrem hohlen Glanz, ihrer inneren Haltlosigkeit, die den ehemals begeisterten, liberalen Keller in bittere Oppositionsstimmung versetzten und

7) W. K. IX, S. 183.

das früher gefällte Urteil über Gotthelf teilweise entkräftete[8]). Daß Keller gegen sich selber so ehrlich ist, und sich selber nicht schont, gereicht ihm zur hohen Ehre.

Sehen wir genauer zu, so ist Keller in der Theorie wohl Atheist, in der Praxis aber nicht vollständig; denn er ist Künstler, und ein Künstler ist bewußt oder unbewußt immer mit ewigen Mächten verbunden. Mit dem Fortschreiten der Jahre verliert der Charakter manche Schroffheit und Einseitigkeit. Das ist auch bei Keller so. Es kann nicht anders sein, als daß zwei große Geister wie Keller und Gotthelf, die zu gleicher Zeit wirken, sich in manchen Ideen berühren müssen, auch wenn sie in Weltanschauung und Charakter verschieden sind.

Keller hat im „Verlorenen Lachen" (1874) ein Gegenstück zu Gotthelfs „Käthi die Großmutter" geschaffen. Dort heißt es von zwei Frauen: „Ursula und Agathchen, verstanden ohne Absicht die Kunst, in der Armut reich zu sein, allein durch die unaufhörliche Arbeit und die eigene Genügsamkeit und Zufriedenheit. Der einzige Krieg, welchen sie führten, bestand in dem gegenseitigen Wetteifer mit eben solchen Freundlichkeiten und Wohltaten, wie sie den Fremden erwiesen, weil jedes, sobald es empfangen sollte, sich dagegen wehrte und behauptete, das sei unnötig und übertrieben. Sonst lebten sie im tiefsten Frieden mit aller Welt. Jede Kränkung verziehen sie im Augenblicke der Tat und erwiderten nie ein rauhes Wort im gleichen Tone, da sie aus ihrer Frömmigkeit eine Selbstbeherrschung schöpften, welche sonst nur durch Geburt und Erziehung erworben wird"[9]). Dieser Stelle entnehmen wir, welches Verständnis der Atheist Keller dem einfachen, religiösen Gemüt entgegenbringt.

Pestalozzi und Gotthelf gehören ihrer individualistischen Einstellung wegen in die Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts. Sie bringen dem Staat wenig Zutrauen und Verständnis entgegen. Keller, der Mann des 19. Jahrhunderts, ist begeisterter Demokrat. Nicht daß er die Rechte des Individuums verkennt; daneben gibt es aber für ihn auch solche der Gemeinschaft. Er geht mit Pestalozzi und Gotthelf darin einig, daß die Garantien für den Staat in der Familie liegen. Keller schreibt am 26. April 1850 an Vieweg, die Moral des „Grünen

[8]) Vgl. E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher I, S. 633—650.

[9]) W. K. V, S. 352, 353; vgl. Bettagsmandate im Anhang zu „Gottfried Keller als Politiker", von Max Kriesi.

Heinrich" sei folgende: „daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen Leben eine wirksame Stellung einzunehmen"[10]). Nach der ersten Fassung des „Grünen Heinrich" muß dieser deshalb aus dem Leben gehen, weil er am Tode seiner Mutter schuld ist, und damit die Basis für das Leben, die Familiengemeinschaft, vernichtet hat. Keller bleibt aber nicht bei der Familie stehen; der Mann soll sich bewußt in den Dienst des Ganzen stellen und der Hausvater insbesondere, weil, wie der alte Berghansli lehrt, der Hausvater mit doppelten Banden an das „öffentliche Leben geknüpft" ist, „welches lediglich aus den gesamten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt"[11]).

Wie dem alten Berghansli ist es Keller bei wichtigen öffentlichen Anlässen so feierlich zu Mut, als ob das Gewissen des Landes selbst redete. Er ist es auch, der der Schweiz das schönste und innigste Vaterlandslied schuf. Sein „Fähnlein der sieben Aufrechten" ist, wenn auch erst 1878 geschrieben, auch ein Erzeugnis der Verfassung von 1848. Auch Gotthelf, der frühere Liberale von 1831, ist als Vikar für fortschrittliche Vereinheitlichung im Schul- und Armenwesen eingetreten. Noch 1840 ermahnte er seinen Freund Burkhalter, daß dieser sein Gepräge nicht nur der Familie, sondern auch der Gemeinde, dem Staat einzuprägen suchen solle[12]). Später aber hat er als Reaktionär die Vorteile der neuen Ordnung von 1848 nicht anerkannt, — er spottet über sie und läßt seine Bauern hartnäckig mit alten Geldsorten rechnen, die ja seit 1848 abgeschafft waren. „Als dem treuen Hüter und Erzieher der Volksseele wird Gotthelf vor der überhandnehmenden Mechanisierung bange, und er vergißt, daß in der frischen Luft eines gesundeten, nach außen und innen zeitgemäß gefestigten Staatswesens für die sittlichen Kräfte des Einzelnen erst recht die Möglichkeit reicher Entfaltung besteht, sobald die neue Form zum Gemeingut und zur selbstverständlichen Basis der Gesamtheit geworden ist" (Hunziker).

„Gotthelf vergißt ferner, daß er nur kurze Zeit nach seinen zentralisationsfeindlichen Aussprüchen in der A r m e n n o t dem schweizerischen Schützenverein und damit der Öffentlichkeit in edler patrio-

10) Vgl. E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher II, S. 223.

11) Vgl. Kellers „Nachgelassene Schriften II, S. 288.

12) Vgl. Br.B., S. 106 und W. XIV, S. 407.

tischer Begeisterung seine Sehnsucht nach einer politischen Einheit des Vaterlandes und den Wunsch kundgegeben hat, der nationale Geist möchte ‚die Bundesverfassung finden, über die man sich schon so viele Jahre lang die Köpfe zerbrochen"[13]). Die ehrliche und tüchtige Gesinnung vieler Liberalen ist ihm, der sie weniger als Keller durch das Mittel persönlichen Umgangs kennen lernt, unbekannt.

Keller wird die Kehrseite der Politik früh genug gewahr. Er hat zur Genüge erfahren, daß nicht das laute politische Treiben und nicht das Wirtshausheldentum den Mann bilden. Im Jahre 1847 bekennt Keller, daß er zwei tüchtigen Männern (Jonas Furrer, Mitglied der zürcherischen Regierung bis 1848, dann erster schweizerischer Bundespräsident, und Regierungsrat Rüttimann) Großes zu verdanken habe. „Aus einem vagen Revolutionär und Freipolitische Treiben und nicht das Wirtshausheldentum den Mann bilden. Im Jahre 1847 bekennt Keller, daß er zwei tüchtigen Männern (Jonas Furrer, Mitglied der zürcherischen Regierung bis 1848, dann erter schweizerischer Bundespräsident, und Regierungsrat Rüttimann) Großes zu verdanken habe. Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich an ihnen zu einem bewußten und besonnenen Menschen herausgebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will"[14]). Keller, um etwa 20 Jahre jünger als Gotthelf, gerät 20 Jahre später als dieser ebenfalls in Opposition mit den politischen Bestrebungen innerhalb seines Kantons[15]). So kämpft er gegen die Motion Treichlers, wonach dem Volk und nicht seinen Vertretern das Recht der Verfassungsrevision gegeben werden solle. Nun gehört Keller, der ehemalige Radikale, schon zur konservativen Gruppe. Er findet das Begehren unnötig und überstürzt. Wie Gotthelf möchte er das Neue langsam auf dem Boden des natürlichen, geschichtlichen Entwicklungsganges erwachsen sehen.

Beide erklären sich damit gegen die logische, rein verstandesmäßige Verfassungskonstruktion, wie sie der „Contrat Social" darstellt. Im „Verlorenen Lachen" und im „Martin Salander" hat Keller

---

13) W. XIV, S. 407.

14) Vgl. E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher I, S. 184, II, S. 157, 158.

15) Dito I, S. 415—423.

ungefähr denselben Pessimismus walten lassen, wie Gotthelf im „Herrn Esau"! Dort wie hier treten alle trüben Erscheinungen der politischen Bewegungen auf, wie sie auch Gotthelf in „Dursli der Branntweinsäufer", in „Zeitgeist und Bernergeist", im „Geltstag" und im „Schuldenbauer" darstellt. Das Ölweib im „Verlorenen Lachen", welches alle Leute um Geld mit dem Kote der Verleumdung bewirft, ist das Symbol des neuen politischen Treibens. Verkommene Winkeladvokaten, ungetreue Amtsleute, betrügerische Agenten und Bankerottierer führen das große Wort. Welche Ironie liegt in der Beschreibung des „Tapetenvaterlandes", welches von den Heringsvertilgern und von den fettigen Köpfen der Stammgäste beschmutzt wird![16])

Freiheit und Republik sind nur noch Phrasen, von jungen, lümmelhaften Schulbankagitatoren zu egoistischen Zwecken mißbraucht. Um die politische Gesinnung wird gewürfelt; man ist sich künstlich Gegner, um sich besser helfen zu können. Ein ehrliches Wort der Opposition wird niedergebrüllt, die Staatskassen werden von gewissenlosen, liederlichen Beamten geplündert. Alle diese Schilderungen, — und es ist schwer zu sagen, ob diejenigen Kellers oder Gotthelfs düsterer sind, — beruhen auf Tatsachen, welche beide erleben mußten.

1837 stellt Gotthelf fest, daß man keinen für zu schlecht halte, um ihm eine Stelle im Staate anzuvertrauen[17]). Keller findet: Schuld sind die, die das Recht sich nehmen, einen solchen Menschen zum Notar zu wählen[18]).

Kellers Ironie geht noch weiter. Er läßt den wegen Diebstahls gefangen gesetzten Isidor Weidelich im Zuchthaus eine sozialpädagogische Studie schreiben über „Pflichtverletzungen und ihre Quellen im Staats- und Volksleben und die Verstopfung der letzteren, vom Standpunkt eines Selbstprüfers". Neben historischen und religiösen Büchern verlangt er den Schlafrock, Krawatten, eine Flasche Kognak, Salami, Käse usw.[19]). — Wie Gotthelf verabscheut Keller nun das Beamten- und Gesetzmacherwesen, welches trotz der tausend Paragraphen unfähig ist, die Gauner zu fangen.

Gotthelfs Abneigung gegen alle Zentralisation, in der er nur öde Gleichmacherei und Hemmung des Einzelnen sieht, wird von Keller

16) W. K. V, S. 332, 333.

17) Vgl. Br.B., S. 75.

18) Kellers politischer Pessimismus in „Martin Salander". W. K. VIII, S. 166 f.

19) W. K. VIII, S. 321.

in bezug auf Politik ebenfalls geteilt. Er widersetzt sich dem Initiativbegehren, welches die Aufhebung der einzelnen Kantone anstrebt. Eine solche Schweiz wäre „eine ausgefressene Schüssel, ein leeres Faß, ein Haferfeld, auf dem die Rosse weiden, ein umgearbeiteter Garten". „Ohne Bund gibt es keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wetteifer im Großen und Guten keine Kantone; das ist der Steinschnitt im Gewölbe unseres Vaterlandes"[20]).

Der „Grüne Heinrich" wird noch durch das Mittel der Politik zum tüchtigen Menschen und Bürger erzogen; Salanders Sohn Arnold, die Hoffnung der Zukunft, macht das politische Treiben nicht mehr mit. Er beobachtet in kühler Ruhe die Personen und wählt erst, wenn er sie kennt. Vor seinem geschärften, besonnenen Gewissen finden die politischen Streber, Propheten und Phrasendrescher keinen Glauben mehr. In „Martin Salander" ist manche große Enttäuschung des Menschen und Politikers Keller zum Ausdruck gekommen. Der Pessimismus des müden Alters spricht aber nicht allein daraus, der unverbrüchliche Glaube an die Demokratie scheint wie ein gedämpftes, warmes Licht durch die Schilderung. Von den tüchtigen, rechtlichen Bürgern erwartet Keller die Rettung des Vaterlandes und der Gesellschaft.

Gotthelf kennt kein bestimmtes System, welches ihm das dauernde Heil des Volkes verbürgt hätte. Er kämpft für keine Partei, aber um die ewigen Güter der Menschheit: die Religion, die Ehe und die Familie. Er hofft auf keine Rettung von außen, sondern allein auf die Wiedergeburt des inneren Menschen, bewirkt durch die Kraft des Evangeliums. Gotthelfs Menschheitsideal erhebt sich nicht auf der staatlichen, sondern auf der göttlichen Basis, welche die ewigen, unvergänglichen Pflichten und Rechte einschließt[21]).

Gottfried Keller besitzt nicht den Tiefblick eines Pestalozzi und Gotthelf, weil er sich schon im Alter von 30 Jahren dem Materialismus übergeben hatte, welcher den „vorzeitigen Abbruch seines geistigen Wachstums"[22]), einen Stillstand seiner inneren Entwicklung bedeutet. Diese Einstellung auf das Diesseits allein muß daher auf die weitausblickende Perspektive, welche in der Ahnung, im Glauben und

20) Vgl. Kellers „Nachgelassene Schriften", S. 288, 289.

21) Vgl. R. Hunziker, Die Bernerwoche. Sonder-Abdruck 22. 29. Januar 1924, S. 10.

22) Vgl. E. Ermatinger, „Gottfried Keller an der Wende zweier Zeitalter". Eine Betrachtung zum 19. Juli 1919. Deutsche Rundschau, S. 15.

im Zusammenhang mit dem Unsichtbaren und Unendlichen eröffnet wird, verzichten. Dies zeigen Kellers letzte Werke ziemlich deutlich. Er lernt einsehen, daß der Mensch die Kraft, gut zu sein, nicht aus sich selbst hervorzubringen vermag, daß die beste Bildung und Erziehung auch nicht hinreicht.

Im „Martin Salander" möchte der Verteidiger Julian Weidelichs dessen Verbrechen auf die Mangelhaftigkeit des öffentlichen Unterrichts und der Volkserziehung zurückgeführt sehen. Weil nun aber beide Brüder sogar in höhere Schulen gegangen seien, müßte man auf die unwissend gelassenen Eltern zurückgreifen. Demgegenüber stellt ein Altliberaler (Keller) fest, daß auch die braven Eltern noch in ihrer Kindheit Schüler der neuen Zeit gewesen seien, daß man sie deshalb nicht wegen angeblicher Unwissenheit für die Sünden der Kinder verantwortlich machen könne. „Denn ich glaube, das Haus des ungelehrten Landmannes kann noch heute, wie zu allen Zeiten, eine Schule der Ehrlichkeit und Pflichttreue sein"[23]). Der Redner erinnert sodann an den braven Mann, der „vor nunmehr hundert Jahren ein Buch für das arme und unwissende Volk geschrieben", habe: „Lienhard und Gertrud". „Von da an hat er ein langes Leben voll Mühsal, Mißkennung und unermüdlicher Arbeit zugebracht und durch seine Arbeit ist das Gebäude unserer Volksschule vorbereitet und es ist darauf gegründet worden . . ." „Viele Millionen haben wir in 50 Jahren dafür geopfert; seit Jahrzehnten rühmen wir uns, daß die Ausgaben für unser Unterrichtswesen den obersten Posten in der Staatsrechnung bilden; gegenwärtig beträgt dieser Posten nahezu die Hälfte der besagten, jährlichen Rechnung, obgleich wir die übrigen Staatszwecke, wie ich glaube, nicht ungebührlich vernachlässigen! Die Last, welche die Gemeinden sich für die Schulen auferlegen, ist natürlich nicht inbegriffen. Und zur Erziehung des Volkes werden täglich neue Anforderungen gestellt und alle werden erwogen und das irgend Mögliche berücksichtigt, wenn es nicht geradezu verkehrt ist"[24]). Diese letzte kurze Bemerkung — „wenn es nicht geradezu verkehrt ist" — läßt die wahre Ansicht Kellers deutlich erkennen. Er ist damit auf Gotthelfs beliebten Kampfplatz getreten. Dieser jedoch hätte hier, statt der kurzen, ironischen Bemerkung, eine seiner berühmen Tiraden eingeflochten. Er hätte, was Kellers

23) W. K. VIII, S. 333.

24) Dito, S. 332. Und E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher I, S. 639 f.

Weltanschauung nicht zuläßt, und was als eine Lücke empfunden werden kann, die religiös-sittliche Charakterbildung als höchstes und wichtigstes Ziel der Erziehung hingestellt. Wohl schätzt Keller die tüchtige, sittliche Persönlichkeit; diese aber kann nach Pestalozzis und Gotthelfs Auffassung nur mit der Hilfe Gottes ausgebildet werden.

Was die soziale Frage betrifft, so stimmen auch hierin Keller und Gotthelf in mehreren Punkten überein.

Beide müssen sich zu dieser wichtigen Frage aussprechen zu einer Zeit, da sich der vierte Stand infolge des großen wirtschaftlichen Aufschwunges und des Sieges der Maschine immer schärfer von den übrigen Ständen abhebt und bemerkbar macht.

Es war im Jahr 1843. Da arbeitete in der Werkstatt des Schneiders Wuhrmann (politisch-liberal) der Geselle Wilhelm Weitling. Aus Magdeburg stammend, war er nach einem verunglückten Versuch, mit seinen kommunistischen Freunden Paris zu reformieren, als Flüchtling auch nach Zürich gekommen.

In Wuhrmanns Haus, Keller von Kindesbeinen an wohlbekannt, ging der werdende Dichter 1843 oft ein und aus und stritt sich mit Wuhrmann und vielleicht auch mit Weitling über den Kommunismus herum. Keller, obwohl nicht Kommunist, hatte doch ein warmes Empfinden für die Notleidenden und Bedrückten. In seinem Tagebuch hat sich Keller im Juli 1843 endgültig mit dem Kommunismus auseinandergesetzt. Er konstatiert „das geheime, unheildrohende Gären und Motten des Kommunismus und die kecken, öffentlichen Äußerungen desselben“[25]). „Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. Soviel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus viele Anhänger gewinnt und schon hat, und daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen. — Ein Prediger desselben, der Schneidergeselle Weitling, welcher ein Buch, „Garantien der Harmonie und Freiheit“, mit Geist und Feuer darüber geschrieben hat, ist hier arretiert worden. Die Arrestation hat bei der liberalen Partei Unwillen erregt, da sie gewalttätig aristokratisch ausgeführt und die freie Presse durch eine mitternächtliche Untersuchung zugleich beleidigt wurde. Indessen könnte ich dem Kommunismus des Weitling und seiner Freunde keine gute Seite abgewinnen, da er einerseits in Hirngespinsten

25) Dito II, S. 107, 108, 112, I, S. 125 f., S. 156.

besteht, welche unmöglich auszuführen wären, ohne das Elend größer zu machen, weil sie die ganze gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht nur außen, sondern bis in unser Innerstes hinein, umstürzen würden; anderseits mir aber nur die Folge einer immer mehr um sich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitssucht zu sein scheint; hauptsächlich aber scheint es mir ein kurzsichtiger und gieriger Neid dieser guten Leute gegen die Reichen dieser Welt zu sein. Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich sagt, bloß zu essen, sie wollen es vollauf, üppig und gut haben; sie wollen auch einmal an die Reihe. O, ihr Toren! Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hilflosen, vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seel' bei euch! — So aber, mit euren wirklich fanatischen, weltstürmenden Gedanken, bleibt mir vom Halse, schert euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es nur für euren werten Bauch gemeint habt!"[26])

Neid, Genußsucht, blinder, törichter Fanatismus, dies wirft auch Gotthelf dem Kommunismus vor; der tiefste Grund des Verderbens liegt aber für ihn im Unglauben.

Vergeblich suchen wir in Gotthelfs Werken eine bestimmte Antwort auf die Frage: welche Staatsform ist die geeignetste für das innere und äußere Wohl eines Volkes? Ebenso vergeblich sind in Kellers Werken bestimmte Ansichten und Vorschläge zu sozialen Reformen zu finden. Keller, dem die Not der armen Fabrikkinder zu Herzen geht, arbeitet nicht für ein bestimmtes soziales Werk, wie Gotthelf für seine Armenerziehungsanstalt. Dem Pfarrer Gotthelf liegt diese Tätigkeit doch näher als dem Künstler und Staatsschreiber.

Keller überbürdet die sozialen Pflichten weniger dem Einzelnen als der Gesamtheit, dem Staate, von dem er weit mehr Gutes erwartet als Gotthelf. Er will den Staat vor der Zerstörung, die diesem durch den Sozialismus droht, bewahrt sehen. Keller läßt in den Aufzeichnungen zur Fortsetzung des Martin Salander die soziale Gefahr ziemlich deutlich hervortreten. Alle politischen und religiösen Parteien unternehmen an einem Pfingsttag einen Ausflug. Ein Gewitter mit furchtbaren Regengüssen bringt die auf einem Bergvorsprung Stehenden in höchste Lebensgefahr. Einige rechtliche, hilfsfähige Männer des Landes schaffen die Rettung[27]).

26) Dito II, S. 108.
27) Dito I, S. 647, 648.

In einer andern Aufzeichnung ist die Rede von einem Aufstand der Sozial-Anarchisten. Das Volk der Ordnung aber steht auf und schlägt den Widerstand nieder. Dieses sind nur spärliche Aufzeichnungen; sie zeigen aber deutlich, daß Keller wie Gotthelf allem Revolutionstreiben abhold ist. Beiden wurde die Enttäuschung über die moderne wirtschaftliche Entwicklung nicht erspart. Die Anhäufung großer Reichtümer, das Schwindler- und Spekulantenwesen, erschreckte beide. Keller erlebte in dieser Beziehung noch schlimmere Auswüchse in den 60er und 70er Jahren, da das Gründerwesen erst so recht aufkam. Kellers soziales Ideal ist die Mittelstandsexistenz. Im „Fähnlein der sieben Aufrechten" verkündet es Hediger. „Glücklicherweise gibt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand ist ziemlich verteilt; laß aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschsucht besitzen, und du wirst es sehen, was die für Unfug treiben . . ." „Es wird eine Zeit kommen, wo in unserm Lande, wie anderwärts, sich große Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein, dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserm Fahnentuch"[28]).

In der Wertschätzung der tüchtigen, ehrlichen Arbeit sind Keller und Gotthelf eins. Hediger will es nicht leiden, daß sein Sohn durch Heirat zu Geld kommt, weil das ein Schwindel wie ein anderer sei. Nur die persönliche Tüchtigkeit, über welche sich Karl am Schützenfest ausweist, kann den Unterschied des Besitzes ausgleichen.

Erst nachdem Käthis Sohn Johannes (in Gotthelfs „Käthi die Großmutter") zu einem sittlich tüchtigen Charakter herangereift ist, gewinnt er das reiche Mädchen.

Es kam, wie Keller vorausgesehen hatte: Im Manifest, welches zu einer Volksversammlung nach Uster einlud (es handelte sich um eine wirtschaftliche Verwicklung mit Frankreich, in welcher Alfred Escher zum Nachgeben geraten hatte), schrieb der Staatsschreiber Keller: „Wir wollen nicht, daß die Zürcher, die Ostschweizer überhaupt, in das Gerücht eines falschen Spekulantenvolkes kommen, welches den Ernst des Lebens als ein Ränkespiel betreibt"[29]). Keller steht im Gegensatz zum Finanzmann Alfred Escher, wenn er es nicht duldet,

---

[28]) W. K. VI, S. 297, 298.

[29]) Vgl. E. Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, I, S. 393 u. S. 417 f.

daß man den Einzelnen wie das Volk nur nach der Finanzkraft bewerte. Er weist auf den armen Pestalozzi und auf arme, ehrwürdige Kantone der Schweiz hin[30]).

Alle diese kürzeren oder längeren Ausführungen mögen die vielfachen Übereinstimmungen in den Ideen Kellers und Gotthelfs beleuchten. Dies ist nach unserer Überzeugung nicht nur lohnend, sondern auch notwendig, da bis heute die Ansicht vielfach herrscht, daß Keller und Gotthelf zwei feindliche Pole seien. Beide, Gotthelf und Keller, stehen auf demselben Heimatboden. Eins sind sie in ihrer Heimatliebe, in ihrem Sinn für das Gesunde und Tüchtige im Volk; beide haben ihm unvergängliche Werte in ihren Werken geschenkt, in denen sie ihm den rechten Weg zum wahren innern und äußeren Glück zeigen, jeder nach seiner Art und auf seine Weise.

---

30) Vgl. dito I, S. 396 und Max Kriesi „Gottfried Keller als Politiker", S. 132—148 u. Anhang S. 251.

II. Gotthelfs Weltanschauung.

a) Gotthelfs Verhältnis zu Religion und Philosophie.

Durch Familie und Tradition ist Gotthelf von Jugend auf in das religiöse Denken und Empfinden hineingewachsen. Seine Werke sind durchsetzt von Bibelstellen und Anspielungen auf die biblische Vorstellungswelt.

Wie schon früher (Einl. S. 8) angedeutet wurde, herrschte damals noch der rationalistische Geist auch in der Theologie, dem auch der jugendliche Vikar teilweise ergeben war, bis dann Schleiermacher und Herder ihn davon befreiten. Das starke Gefühlsleben des Dichters drängte ohnehin zu einer vertieften Auffassung von Gott und Welt. Das Reich des Wunders und Ahnens erschloß sich ihm frühe in der Betrachtung des Menschenlebens und in der Versenkung in die Geheimnisse der Natur.

Die Ratio vermochte ihm keine befriedigende Auskunft zu geben, und deshalb kam das naiv kindlich-fromme Gemüt zu seinem Rechte. Dieses sieht in allem Leben und Erleben die Fußspuren Gottes. Dank seiner großen Einfühlungskraft schuf Gotthelf hochpoetische Schilderungen der Natur. In der Verbindung mit dem Irrationalen festigte sich so seine religiöse Weltanschauung, die von keinen innern und äußern Krisen erschüttert werden konnte, die den festen und bestimmten Standpunkt abgab, von dem aus alle Erscheinungen der Zeit bewertet wurden.

Praktische Veranlagung und die vielfachen Aufgaben und Kämpfe des Lebens lassen Gotthelf wenig Ruhe. Wohl nennt sich Gotthelf in gewisser Beziehung einen Mystiker, was aber als Gegensatz zum Rationalisten aufgefaßt sein will. Er möchte nicht mehr über die Geheimnisse der Vorsehung, der Menschwerdung Christi disputieren: „denn es sind Träume, Ahnungen — die Wahrheit entschleiert sich nicht, aber Christus ist die Brücke, auf welcher wir zu ihr kommen . . .“[1]).

[1]) Vgl. Briefe an Burkhalter, S. 101: „Ich beziehe weit Mehreres auf Gott, erkläre weit öfter im Sichtbaren das Unsichtbare, betrachte mein jetziges Sein

Religion ist die wichtigste Angelegenheit des Menschen, Grundlage und Ausgangspunkt alles Wirkens und Strebens, Zentralpunkt des privaten und öffentlichen Lebens. Die Ehrfurcht vor Gott, vor der Religion, verbürgt die wahre Gesundheit des Einzelnen wie des Volkes. Sie bietet auch das einzige sichere Glück, die einzige Zuversicht für das Diesseits und das Jenseits. Wer und was immer diese autonome, zentrale Stellung der Religion mißachtet, fällt unter ihr Gericht.

Gotthelfs religiöse Überzeugung ist identisch mit den evangelisch-christlichen Wahrheiten, die in der Bibel enthalten sind. Gott ist der Vater des Menschengeschlechts; der Mensch ist zu seiner Kindschaft berufen, berufen, für Gottes Reich auf Erden zu wirken, nach viel Kampf und Trübsal in die ewige Seligkeit zu gelangen. Der Mensch ist frei, Gott oder dem Satan, dem Prinzip alles Bösen, zu dienen. Im Sündenfall hat sich die Menschheit von Gott entfernt. Der Mensch will Gott gleich sein, setzt auf seine natürliche Vernunft und Kraft das Heil und verfällt so dem Verderben. Gottes Liebe ist größer als die rächende Gerechtigkeit; denn er schickt dem abgefallenen Geschlecht Propheten, Mahner zur Buße, ja seinen Sohn als Mittler und Erlöser. Durch Not und Trübsal, die Gott schickt, durch mannigfaches Erleben der Gnade Gottes, gelangt der Mensch zur innern Wiedergeburt, zur Erlösung aus dem verderbten, natürlichen Wesen. Ist der Mensch von Gott ergriffen, so fühlt er sich als dessen Kind und Werkzeug; er lebt im Leib auf Erden, sein Geist aber wohnt in einer höhern Welt.

Gotthelf will sein religiöses Leben ganz in den Dienst der Tat stellen; aller Dogmatik, Theorie, Formelkrämerei steht er feindselig und fremd gegenüber.

Er muß aber die Wahrheit verkünden, er kann nicht anders. Er muß „schreien in die Zeit hinein, wecken die Schläfer, den Blinden den Star stechen . . .“[2]).

Im Grunde gilt aller Kampf, den Gotthelf bald gelinder, bald schärfer führt, der Aufklärung und ihren Auswirkungen auf den verschiedensten Lebensgebieten. Gegen die religiöse Aufklärung schreibt er: „Die Religion hängt nicht vom Wissen ab, sondern von der Richtung des Menschen. Die sogenannte Aufklärung ist Nichts als eine

---

im Zusammenhang mit dem Zukünftigen . . . . .“, vgl. Hunziker, J. Gotthelf (Monogr.), S. 119—122.

2) Vgl. Briefe an Fröhlich, S. 14 und Briefe an Burkhalter, S. 134.

Negation des Unsichtbaren, als ein Verleugnen seiner höchsten Kräfte und höchsten Güter, als die heillose Dummheit, keine Existenz anzuerkennen, als die man mit Zwilchhändschen fassen oder an die Mistgabel stecken kann“[3]).

Dies ist wohl der schärfste Ausdruck seiner Feindschaft, ein Dokument der wilden, erbitterten Kampfesstimmung, in der sich Gotthelf im Jahre 1846 fühlte. Milder und menschlicher hat Gotthelf die Aufklärung in ihrem Vertreter, dem Arzt Ruedi, in Anne Bäbi Jowäger (II) beurteilt. Wenn Ruedi auch nicht glaubt, wie er soll, so ist er doch ein edler Mensch; denn er handelt wie ein Christ, und diejenigen, die sich aus religiösen Gründen am Tode Ruedis freuen, werden Taugenichtse genannt[4]). Der ideale Arzt, meint Gotthelf, sollte nicht allein auf sein Wissen und die Naturgesetze abstellen, sondern auf Gottes Hilfe vertrauen, sich als Werkzeug der höhern Hand fühlen[5]).

Wie frei und menschlich Gotthelf in seinen religiösen Anschauungen, in seinem Beruf als Seelsorger war, geht aus den meisten Werken hervor. Er verlangt nie das Unmögliche, er gewinnt nach und nach das Zutrauen und die Liebe seiner Mitmenschen. Er will zuerst ihre Denkweise kennen lernen, in den Dingen dieser Welt sich ihnen nützlich erweisen. Dann werden sie ihm auch glauben, wenn er über höhere, göttliche Dinge mit ihnen spricht[6]).

Als Feind jedes mechanischen Drills verschont er die Schüler mit dem Auswendiglernen des Katechismus, was nur der Aufklärung in die Hand arbeite. Er möchte das religiöse Gefühl wecken und lebendig machen. Wärme und Leben sollen an Stelle von kühlen Worterklärungen und aufgedrungenen Formeln treten. Nicht der Kopf oder der Verstand, Herz und Gemüt sind die Organe, die Religion aufnehmen können. Ganz im Sinne Herders will Gotthelf „das Interesse durch eine geschichtliche Darstellung der Religion und durch den aus der Geschichte begründeten Beweis, daß das wahre Wohl eines ganzen Volks, wie eines Hauswesens auf der Religion beruhe . . .“[7]) wecken. Lebendige Religion setzt ein kindliches, unverdorbenes Gemüt voraus. „Wo aber das innere Leben gesund bleibt bis zum Tode,

---

[3]) Vgl. Dito, S. 133.
[4]) Vgl. W. VI, S. 234 ff.
[5]) Vgl. Anhang, W. V, S. 420.
[6]) Vgl. „Der junge Gotthelf als Seelsorger“, S, 21.
[7]) Dito . . . . . ., S. 22 u. S. 36.

da kommt der Greis zu dem zurück, von dem er ausgegangen — zum kindlichen Glauben“[8]).

Mit Philosophie hat sich Gotthelf in seinen jüngern Jahren beschäftigt. (S. S. 14.) Sie gehörte schon damals zu einer allgemeinen Bildung. Die theoretische Seite der Philosophie hat ihn, den Willens- und Tatmenschen, nicht angezogen. Insofern ist er der Philosophie verpflichtet, daß sie ihn aus dem Rationalismus erlöste. (Herder und Schleiermacher.) Es ist ohne weiteres klar, daß Gotthelf gegen spätere rationale Systeme (L. Feuerbach, Dav. Fr. Strauß, E. Zeller) mit einem Teil seines Volkes kämpfend ins Feld ziehen mußte. Er schreibt eigens zu diesem Zweck die Erzählung „Die Versöhnung des Ankenbenz und des Hunghans, vermittelt durch Professor Zeller“[9]).

Die moderne, liberale Staatenbildung beruht zum großen Teil auf den Theorien Ludwig Feuerbachs und Hegels. Hegel setzt die absolute Staatshoheit gleich mit der höchsten sittlichen Idee, und daraus erklärt sich der Kampf des neuen Staates gegen die Kirche, sein Bestreben, alles zentralisieren zu wollen.

Im Jahre 1831 hat Gotthelf noch geschwankt, ob er eine Sprache erlernen, die neue Philosophie studieren, oder ein Büchlein schreiben wolle[10]). Indem er das letztere tat, kehrte er der Philosophie den Rükken. Das will jedoch nicht heißen, er habe sich mit philosophischen Strömungen, die in der Luft lagen, nicht auseinandergesetzt. Als Pädagoge mußte er mit Rousseau zusammentreffen, dessen Lehre von der ursprünglichen Güte des Menschen sich der christlichen Lehre von der Verderbtheit des natürlichen Menschen entgegenstellt[11]). Hierher gehört auch die Frage nach der Glückseligkeit, nach Lohn und Strafe im Jenseits. Von Kant stammt die Auffassung, daß die menschliche Tugend um ihrer selbst willen geübt werden solle — daß der Mensch als ein sittlich autonomes Wesen nicht um der Glückseligkeit, sondern um der Tugend willen ethisch handeln sollte. (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten.)

Gotthelf anerkennt den Menschen nicht als autonom sittliches Wesen; wohl gibt er zu, es sei schön (auf dem Papier nämlich), daß der Mensch die Pflicht um der Pflicht willen tue, ohne nach Lohn zu

8) Vgl. Briefe an Burkhalter, S. 102.
9) Vgl. W. XIII, S. 522 ff. u. 629/630.
10) Vgl. Briefe an Burkhalter, S. 39.
11) Vgl. W. II, S. 86, und W. VI, S. 396 ff.

fragen. Die Menschennatur sei aber ganz anders, Gott müsse ihrer Schwachheit zu Hilfe kommen, „am Stabe höherer Hoffnungen“ sie aufrichten. Diese Lehre ist freilich eine Krücke; der Mensch, der teilweise Sklave der Materie ist, bedarf ihrer, „wir sind und bleiben halt Menschen, solang wir hier weilen, und zu etwas anderem wird uns keine Theorie machen, weder eine Rousseau'sche noch eine Hegel'sche noch irgend eine allerneuste“[12]).

Das Gefährliche aller dieser Theorien liegt für Gotthelf darin, daß man damit allmählich das Jenseits „wegstibitze“, die Fortdauer nach dem Tode wegdisputiere, die menschliche Bildung und Güte viel zu sehr vergöttere. Die Täuschung über die wahre Menschennatur, deren Gott die Materie sei, verleite Gelehrte und Halbgelehrte dazu, das Christentum im Namen des Geistes zu bekämpfen, für unmenschlich zu erklären.

Gotthelf wird nie müde, den bittersten Hohn, den schneidendsten Sarkasmus über diese „Kultureten, Emanzipierten und Aufgeklärten zu schütten“[13]).

Als Hüter des Volkes, als Wächter der Volksseele, muß er gegen die materialistische Philosophie auftreten.

b) Gotthelfs Staatsauffassung, sein Verhältnis zur Kirche.

Im 18. Jahrhundert hat es noch geheißen: „Ein politisch Lied, ein garstig Lied“, bis dann die heldenhafte Erhebung Deutschlands unter Arndt, Fichte, Körner u. a. der Welt bewies, daß die edelsten und besten Kräfte der Nation gerade im Kampf für die politische Freiheit geboren und gefördert werden können.

Die neuen Freiheitsbewegungen, die ums Jahr 1820 beginnen, bedeuten nicht mehr denselben einheitlichen Kampf wie um 1812. Es geht auch nicht gegen den äußern, sondern gegen innere Feinde. Es ist auch kein einheitliches Ziel mehr wie damals, sondern es sind viele Ziele, die letzten Endes eine materielle Natur verraten. So ist es zu erklären, daß auch der Geist, in welchem gekämpft wird, oft wenig dem Geist gleicht, der 1812 ein ganzes Volk wie einen Mann durchdrang. Jetzt wird Politik um der Politik willen getrieben; wer nicht mitmacht, wird verspottet. So ergeht es dem alten Goethe, der vorzieht, dem Staate gegenüber bei seiner kritischen Einstellung zu verharren[1]).

[12]) Dito
[13]) Vgl. W. VI, S. 397.
[1]) Vgl. E. Ermatingers Deutsche Lyrik, Band II, Kapitel II.

Um Gotthelfs Stellung dem Staat gegenüber beurteilen zu können, muß neben der Welt- und Schweizergeschichte auch die bernische Lokalgeschichte der Jahre 1830 bis 1850 berücksichtigt werden.

Die politischen Kämpfe der 1830er und 40er Jahre spielten sich auch in der Schweiz ab. Ja, es ist, als ob sie sich hier, im Zentrum Europas, konzentriert hätten. In der Schweiz fiel der Funke, der die Revolution von 1848 entfachte. Wenn Ferd. Freiligrath sang: „Im Hochland fiel der erste Schuß", so meinte er damit die Schweiz, in welcher im Jahr 1847 der Sonderbundskrieg begann. Dieser war das Werk der radikal-liberalen Kantone, deren Regierungen in mehreren Kantonen durch revolutionäre Umtriebe und unsaubere Experimente ans Ruder gekommen waren[2]). Das Liebäugeln mit revolutionären Unternehmungen, das Unterstützen vieler politischer Flüchtlinge, die sich jahrelang in der Schweiz aufhielten und deren Unterhalt große Summen verschlang, war schuld an den vielen scharfen Drohungen und Noten der Großmächte, welche von 1837 an erschienen. Neben vielen Windbeuteln und Schwindlern darf die Schweiz auch eine Fülle von talentvollen und charakterfesten Männern beherbergen[3]). Welcher Unterschied besteht zwischen dem Renomisten Herwegh und dem charaktervollen Freiligrath, welche beide in Zürich mit dem jungen Gottfried Keller verkehren!

Die neueste Schweizergeschichte von Gagliardi stellt fest, daß der Radikalismus durch die Phrasenhaftigkeit und Überhebung viel Schuld an der Zersplitterung des Volkes und an den Schwierigkeiten nach außen trug.

Die Ansicht des konservativen bernischen Großen Rats E. Blösch ist also vollständig richtig: „Die unleugbaren Mißgriffe der des Regierens ungewohnten Führer einerseits, und die ebenso unverkennbaren Schwierigkeiten der Zeit mit ihren Komplikationen von Innen und Außen, von kirchlichen und staatlichen ‚Fragen', hatten die ‚Republik Bern' und in ähnlicher Weise die gesamte Schweiz in eine solche allgemeine Verwirrung gestürzt, daß bei der völligen Zersplitterung der liberalen Partei so zu sagen keiner ihrer berechtigten Wünsche zur Verwirklichung kam und trotz allen Eifers ein rechter Fortschritt kaum erreicht werden konnte"[4]).

[2]) Vgl. Bloesch, S. 94/95.
[3]) Vgl. Gagliardis Schweizergeschichte, II, S. 378, 380, 381.
[4]) Vgl. Bloesch, S. 94/95; u. Gagliardi, S. 388 f.

Daß in politisch bewegten Zeiten viel Unrecht begangen wird, liegt auf der Hand. So ist die Klösteraufhebung im Aargau vom Jahr 1841 „eine offenkundige Verletzung des Bundesvertrages“[5]). Neuhaus, das Haupt der radikalen Bernerregierung, aber erklärt: „Je me fiche du pacte“[6]). Ein Direktor des Erziehungswesens soll den Ausspruch getan haben: „Besser illegal leben als legal sterben“[7]). Auch machen begabte und gebildete Männer kein Hehl aus ihrer Verachtung der Volksreligion[8]). Auch die Freischarenzüge von 1844 und 1845 sind ein Rechtsbruch schlimmster Sorte. Genau besehen, ist der ganze Kampf gegen Jesuiten und Katholiken nicht aus religiösen, sondern aus politischen Gründen erwachsen. Schuld am Sonderbundskrieg sind die Radikalen. Aber den Sonderbund trifft wegen seiner Verbindung mit dem Ausland, der Vorwurf des Landesverrats. Es ist begreiflich, daß sich im Volk vielerorts ein tiefer Unwille und heftiges Mißtrauen gegen die moralisch nicht immer einwandfreien Häupter der Regierung bildete[9]). Das hat der „Züriputsch“ (1839) deutlich gezeigt. Die radikale Partei ergibt sich oft einem blinden Fortschrittstaumel, aber die Masse der Bevölkerung versöhnt sich nicht mit den sprunghaften Neuerungen in Staat, Kirche und Schule von seiten einzelner, maßgebender Persönlichkeiten. „Dazu kam der natürliche Widerstand gegenüber der hastigen, vielfach neue Formen aufnötigenden Gesetzesfabrikation.“ „Der verwickelte Schematismus der Verwaltung, der Formalismus der Rechtspflege, der zunehmende Steuerdruck, weckten steigenden Unwillen . . .“[10]). Umsonst stiegen die Regierungen zum Volk herunter, umsonst nährten sie die gemeinen Leidenschaften; umsonst war all der Parteihaß, das Wirtshaushelden-tum. Damit haben sich die Regierenden selbst unmöglich gemacht,

[5]) Vgl. Dierauer, V. Buch, S. 640.

[6]) Nach dem § 12 des Bundesvertrages war das Bestehen der Klöster gewährleistet.

[7]) Vgl. Bloeschs Zitat „aus dem Oberländer Anzeiger“ vom 16. Jan. 1850.

[8]) So Thomas Scherr, Der Reformator der Züricher Schule, Vgl. O. Hunziker, „Geschichte der schweizerischen Volksschule“ III, S. 50, 54, u. vgl. Gagliardi II, S. 388. Der Erziehungsrat machte Scherr den Vorwurf, er habe den Charakter, die religiöse Richtung und die Bedürfnisse des Volkes mißachtet.

[9]) Über Druey, den Anführer der waadtländer Radikalen, vgl. Feddersen, „Geschichte der schweizerischen Regeneration“, S. 393 f., 395. Dierauer, V. Buch, S. 670, nennt Druey einen ehrgeizig aufstrebenden, von Ängstlichkeiten freien Politiker, und will damit wohl dasselbe wie Bloesch, wenn auch in verhüllten Worten ausdrücken.

[10]) Vgl. Gagliardi, S. 387/388.

die Fühlung mit dem Teil der Bevölkerung, der still und fleißig lebt, verloren[11]).

Wie stellt sich Gotthelf zum Zeitgeschehen? Er, der sich als verantwortlicher Hüter und Wächter für das Volkswohl fühlt, muß natürlich auch ein Wort zum modernen Staat mitreden. Und zwar ist es ein bestimmtes und kräftiges Urteil, das in „Zeitgeist und Bernergeist", in dem „Schuldenbauer", dem „Gelttag", in „Jakobs Wanderungen" und in seinem neuen „Bernerkalender" gefällt wird. Einmal wünscht er sich Pferd und Säbel, um damit zu ziehen in die tosende Schlacht. Das Pferd ist oft nicht vorhanden, auch der Säbel nicht. Die Schlacht aber muß geschlagen werden. Aus den hastig hingeworfenen Büchern und Artikel sprüht wilder Kampfgeist. „Wer nicht frech dreinredet und tut, als ob seine Meinung höchste Eingebung wäre, wird nicht gehört oder kriegt aufs Maul ..."[12]).

Gotthelfs feindliche Einstellung gegen den modernen Staat ist prinzipiell. Sie geht letzten Endes aus seiner Weltanschauung hervor. Sie ist die Grundlage für Gotthelfs Staatsauffassung. Im vorhergehenden Kapitel wurde gezeigt, daß Gotthelf eine entschieden religiös-christliche Weltanschauung vertritt.

Im schroffen Gegensatz zu ihr steht die moderne Staatsauffassung, deren Ausgangspunkt die französische Revolution ist. Sie stellt die menschliche Ordnung über die göttlich-natürliche. Während das Christentum lehrt: Alle Menschen sind gleich vor Gott, lehrt die Revolution: Alle Menschen sind von Natur gleich und sollen in der Welt gleich sein. Die menschliche Vernunft ist dazu berufen, jedem sein Recht zu verschaffen, sie soll das Leben schöner, freier und heiterer gestalten. Das Ziel des Lebens ist nicht die Seligkeit der Seele, sondern der Genuß materieller Güter. Die moderne, von der Vernunft geleitete Weltanschauung, will das Übel in der Welt nach Kräften ausrotten. Sie glaubt, mit Organisationen, Gesetzen und Verordnungen dem Bösen genügsam steuern zu können. Rousseaus Staatsvertrag bildet das grundlegende Werk für diese Anschauung. Nach dieser Lehre braucht eine Anzahl, womöglich die Mehrheit der Männer eines Volkes oder einer Partei, nur zusammenzutreten, die Rechte und Pflichten genau zu bestimmen, in einem Vertrag festzulegen und der neue Staat ist geschaffen! Das Ganze ist ein Werk der berechnenden Vernunft; eine rechte und genaue Gesetzgebung wird und kann die

11) Vgl. Bloesch, S. 250/251.

12) „Wer nicht frech drein redet" . . . . ., siehe Anm. 16 zu Kapitel I. a).

allfälligen Differenzen ausgleichen. Dazu bemerkt Gotthelf: „Die ver——— Advokaten, Juristen und sonstiges Pack meinten, mit Gesetzen sei es gemacht, machten Gesetze, daß wir die Schwerenot kriegen möchten und der Teufel Bauchweh, um den Geist aber bekümmerte man sich nicht. Unter dem Deckel der Gesetze entstund ein Mistloch, in dem die ganze Menschheit ersticken, vertrinken, verworgen würde, wenn man nicht bald den Deckel etwas lüften und mit dem D . . . . ausfährt“[13]).

Weil sich die Regierenden vor Gott nicht beugen, beugt sich der Pfarrer von Lützelflüh auch nicht vor ihnen. „Die Großräte stehen im Wahne, daß, sobald ihr Sitzfleisch die grünen Bänke berühre, werde es voll Weisheit — —“. „Die Leute nehmen zu gleicher Zeit eine Anmaßung an, daß einem übel würde, wenn man nicht lachen müßte“[14]).

Das berühmte Schlagwort der neuen Staatsauffassung hieß „Zentralisation“. Das heißt: der Staat will durch seine Beamten die oberste Kontrolle und Leitung aller Zweige des öffentlichen Lebens ausüben. Er will Allerhalter, Führer und oberstes Prinzip sein; das Kirchen-, Schul- und Armenwesen soll ihm unterstellt sein[15]). Davor warnt Gotthelf aus mehreren Gründen. Einmal traut er den Regierenden nicht die moralische und geistige Fähigkeit zu, recht zu regieren, seitdem er sieht, daß sie oft einen anstößigen Lebenswandel führen und das Wirtshaustreiben fördern, indem sie jedem Lump die Erlaubnis zur Eröffnung einer Pinte geben, wenn er das Patent bezahlt[16]). Ferner fürchtet Gotthelf die geisttötende, die Initiative lähmende Gesetzes- und Schematisierwut, welche alles gleich macht.

Der größte Vorwurf, den Gotthelf gegen die Modernen schleudert, trifft ihre Religionslosigkeit. Sie verleugnen ihre höchsten Kräfte und Güter, weil sie keine Existenz anerkennen „als die man mit Zwilschhändschen fassen oder an die Mistgabel stecken kann“[17]). Sie

[13]) Br.B., S. 91.

[14]) Br.B., S. 76.

[15]) Vgl. W. H. XV, S. 175 f.

[16]) Vgl. „Den Geldstag“, der vor dem Wirtshaustreiben und seinen ruinösen Wirkungen auf das Volk warnen sollte. Das Gesetz vom 13. Juli 1833 garantierte die auf Konzessionen, Titeln und altem Herkommen bestehenden Wirtschaften, erteilte aber auch neue Wirtschaftsberechtigungen für 3—10 Jahre mit jährlichen Gebühren von 5—100 Fr. Diese Erleichterung war derart, daß der Große Rat am 2. Mai 1836 ein neues Gesetz erließ, das die Errichtung neuer Wirtschaftsbetriebe eindämmte. Vgl. W. H. VIII. S. 377/78, vgl. Hunziker, J. G. (Monographie), S. 130—135.

[17]) Br.B., S. 133.

verstehen es trefflich, mit der Mistgabel zu fischen, und zwar soll alles an ihre Mistgabel kommen. Sie bestimmen mit Reglementen und Gesetzen, was die Kirche tun oder lassen soll, wie viel Almosen dem Armen verteilt werden müssen usw.[18]).

Indem die Regierung, die Behörde aus den Pflichten der Menschenliebe Rechte werden läßt, schädigt sie die Entwicklung und die edle Tätigkeit der einzelnen Persönlichkeit. Sie trägt zur seelischen Verarmung und zur Kulturlosigkeit bei.

Wie sehr politisches Treiben zur Einseitigkeit, ja zum innern und äußeren Ruin des Einzelnen und der Familie führen kann, hat Gotthelf vor allem im „Geltstag", in „Zeitgeist und Bernergeist" und im „Schuldenbauer" drastisch gezeigt. Das Schlimme und Verderbliche dabei ist aber noch die Tatsache, daß oft ehrliche, aber leichtgläubige Kleinbauern gewissenlosen Spekulanten und Rechtsagenten in die Hände fallen, welche sie unter dem Deckmantel der Gesetze mit zynischer Grausamkeit ausplündern und um Haus und Hof bringen.

Gotthelf war ein erbitterter Feind aller politischen Machenschaften und verurteilte das Vorgehen der Aargauer Regierung bei der Klösteraufhebung wie die Freischarenzüge aufs schärfste. Weil der Staat eine unvollkommene Einrichtung ist, kann ihn Gotthelf nicht hoch einschätzen[19]). Der rechtschaffene Mann kann sich keiner Partei auf die Dauer verschreiben. Er muß da mitstimmen, helfen, raten, wo nach seinem Wissen und Gewissen in jedem einzelnen Fall der Wahrheit die Ehre gegeben wird. So verhält sich auch Gotthelf, und daraus ist es zu erklären, daß man ihn bald als einen Konservativen und bald als einen Sozialdemokraten betrachtete, was ihn aber wenig kümmerte. Vielleicht wurde er auch deshalb oft mißverstanden und seine politische Meinungsäußerung wenig geschätzt.

Gotthelf haßt nicht den Staat, wohl aber manche Vertreter desselben aus persönlichen Gründen, aus der inneren sittlichen Nötigung heraus, alles Schlechte, Unwahre, wo es ihm begegnen mochte, — also auch im Staat, — rücksichtslos zu bekämpfen. In den Augen Gotthelfs

18) Vgl. Schenk „Entwicklung der Armenverhältnisse im Kanton Bern", S. 49, Er teilt Gotthelfs Ansicht, daß die freie Wohltätigkeit, von staatlichen Hilfsgeldern unterstützt, der Armut aufhelfen müsse. So auch Bloesch, S. 78 f.

18a) Vgl. Vorwort u. Anhang, W. XIV, S. 7—9; 404—413.

19) Äußerungen über Staat und Politik sind sehr zahlreich vor allem in „Zeitgeist und Bernergeist" vertreten. W. H. XIII, S. 25, 28—29, 36—39, 102—104, 136, 245.

ist also der Staat nicht etwas schlechthin Gutes, er ist, wie jede menschliche Institution, voller Fehler und Schwachheiten[20]). Er verdient nur soweit Achtung, als er sich unter die ewigen Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit stellt. Es darf keine Staatsmoral geben, die nach anderen Maßstäben mißt, als nach sittlichen, die für jeden Einzelnen gelten.

Neben diesen zentralen, religiös-sittlichen Bedenken dem Staat gegenüber, sind noch zwei andere zu erwähnen, welche Gotthelfs Einstellung beleuchten und erklären können. Gotthelf ist als Mensch und Künstler eine durchaus selbständige Natur, eine starke, eigenwillige Persönlichkeit, die nach eigenen Gesetzen leben will und muß[21]). Eine solche wehrt sich gegen jede Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit; sie empfindet jeden äußeren Druck als Fessel oder Hemmschuh. Nach Gotthelfs Auffassung ist der Staat eine rein egoistisch-menschliche, und daher unvollkommene Institution. Als religiöser Charakter, als geistig Schaffender möchte er über die kleinen, rein menschlichen Verhältnisse hinauskommen, sich ewigen Fragen, Zielen und Problemen zuwenden. Er will also frei werden von den Dingen und Sachen dieser Welt, während der Rechtsstaat den Materialismus begünstigt. Als Seelsorger und Freund des Volkes sucht er dasselbe zu etwas Höherem zu erziehen, nicht nur für die irdische, sondern auch für die himmlische Heimat vorzubereiten.

Der dritte Faktor, der Gotthelfs Stellung gegenüber dem Staat aufhellt, ist durch das Verbundensein Gotthelfs mit dem deutschen Idealismus oder Humanismus gegeben. Gotthelf kann seiner ganzen geistigen Struktur wegen als ein spätes Reis des deutschen Humanismus betrachtet werden. Seine Staatsauffassung ist derjenigen Schillers und Wilhelm von Humboldts eng verwandt. Der Staat ist „eine Verbrüderung zum Schutze der Güter, ist eine aufgestellte Wache, welche hemmen soll jede Beeinträchtigung dieser Güter, aber auch mutwillige Verschleuderung, ist eine väterliche Pflege, die dafür sorget, daß dem Unmündigen (und es gibt zweier Gattig) kein Gut vorenthalten, kein Gut angetastet, aber auch keines von ihnen verleichtsinnigt, Betrüger-Hände nicht über sie mächtig werden kön-

[20]) Vgl. Br.B., S. 76, 78 und A. N. W. H. XV, S. 262.

[21]) Vgl. Jakob Burckhardts „Weltgeschichtliche Betrachtungen", worin die hohe Bedeutung der Einzelpersönlichkeit immer wieder betont wird. S. 6: „Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird." So auch Humboldts Werke III, S. 363.

nen“[22]). Wie Schiller und Humboldt betrachtet Gotthelf den Staat als ein Notinstitut, zum Schutze der Schwachen und Unmündigen, zur Sicherung des Eigentums und des Friedens. Mit Schiller geht Gotthelf einig, daß der Staat nicht auf der Grundlage des Rechts, sondern auf derjenigen der Pflichten aufgebaut sei[23]). Die veränderte Zeitlage brachte es mit sich, daß sich Gotthelf von der politischen Freiheit nicht so viel versprach wie Schiller.

Gewiß kennt Gotthelf Teile aus Humboldts späterer Schrift, deren Anfänge aus dem Jahre 1792 stammen. (Bruchstücke erschienen (1792) in Biesters berlinischer Monatsschrift und auf Schillers Verwendung in der Thalia. (Vgl. Deutsche Bürger XIII, S. 342.) Sie heißt: „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, (erst 1837 herausgegeben.) Mit Humboldt verurteilt Gotthelf das Prinzip, daß die Regierung für das „Glück und das Wohl, das physische und das moralische sorgen muß als den ärgsten und drükkendsten Despotismus“[24]). Es entspricht ganz der Geistesrichtung des deutschen Humanismus, wenn Gotthelf den Menschen höher stellt als den Bürger, daß der Mensch vor allem zum Menschen erzogen werden soll.

Dieselbe Auffassung vertritt auch Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, welche in bedeutender Weise schon auf den jungen Bitzius gewirkt haben. (S. Einl. S. 9.) Der Schüler folgt getreu seinem Lehrer in der geringen Einschätzung des Staates. Herder findet es unbegreiflich, „wie der Mensch also für den Staat gemacht seyn soll, daß aus dessen Einrichtung nothwendig seine erste, wahre Glückseligkeit keime: denn wie viele Völker auf der Erde wissen von keinem Staat, die dennoch glücklicher sind, als mancher gekreuzigte Staatswohlthäter“[25]).

---

22) W. H. VI, S. 155.

23) Mit Schiller betont Gotthelf immer wieder, daß der Staat auf ethischer Basis, auf der Grundlage der Pflichten aufgebaut ist. Vgl. Schillers Werke XII, S. 119 und Gotthelfs Armennot, 3. Kap.

24) Vgl. Humboldts Werke I, S. 115 . . . . „durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staates leidet die Energie des Handelns überhaupt und der moralische Charakter.“ Mein Zitat im Text ist den „Ideen“ über Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlaßt“, entnommen, S. 83. Vgl. auch Humboldts Werke I, S. 145: „Überhaupt soll die Erziehung nur, ohne Rücksicht auf bestimmte, den Menschen zu erteilende bürgerliche Formen, Menschen bilden, so bedarf es des Staates nicht.“

25) Werke Herders XIII, S. 340.

Herder nennt den Staat eine unempfindliche Maschine und dankt der Vorsehung, „daß sie das allgemeine Ziel der Menschheit nicht dahin setzte, daß sie nicht alle Millionen des Erdballs zu solchen Staats-Missethätern verdammt hat“[26]). Gotthelfs Glaube, „der Mensch ist für den Himmel geboren,“ findet sich auch in Herders „Ideen“ vorgebildet. In prophetischer Schau und mit dichterischer Kraft ist das vierte Buch der „Ideen“ geschrieben, worin Herder fragt, ob denn das Menschengeschlecht „eine bloße Schattenherde, die sich mit Träumen plagt, bleiben solle?“ Nein, des Menschen edelste Kräfte und Anlagen sind nicht für diese Welt allein bestimmt, „sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Notdurft dienet“. So ist nach Herder die höchste Humanität des Menschen die Religion; als „die Belehrerin der Menschen, die ratgebende Trösterin ihres so dunklen, so Gefahr- und Labyrinthvollen Lebens“[27]). Neben der Religion ist die Sprache „nicht nur die allgemeinste, dauerndste Tradition auf unserer Erde . . : sondern die Mutter aller andern Traditionen, mithin als das Samenkorn aller Kultur des Menschengeschlechts . . .“[28]). Herder sagt von den Verfassungen der Menschen: „sie sind das brüchigste Werkzeug im Rade des Schicksals und zeigen die kindische Kleinheit unsres Geschlechts am meisten. Was zur Glückseligkeit des Menschen gehört, sagt ihm ziemlich sein Herz; alle Weisen haben es längst gesagt: in den Grundsätzen der Tugenden und Pflichten sind wir alle einig“[29]).

Aus historischer Einsicht heraus verurteilt Gotthelf die Neuerungssucht des Radikalismus, welcher an das Gelingen der revolutionären Bewegungen mit falschem Optimismus glaubt. Gotthelf erkennt eben, daß es noch Mächte im Leben des Einzelnen und der Völker gibt, die man nicht mit Handschuhen fassen kann. Als religiöse Natur und als Künstler glaubt er an ein Irrationales, Unerklärliches, das letzten Endes im weisen Ratschluß Gottes liegt. Daher empfindet er die höchste Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen, das nach unbekannten Gesetzen, organisch, naturhaft gewachsen ist. Es ist nach seiner Ansicht die alte Ordnung Gottes gegenüber den Theorien und Dummheiten der Menschen[30]). Der Mensch soll also nicht gleich

[26]) Werke Herders XIII, S. 341.
[27]) Werke Herders XIII, S. 162 und f.
[28]) Werke Herders XIII, S. 463 ff.
[29]) Werke Herders XIII, S. 467.
[30]) W. H. IX, S. 247, 248. Vgl. auch Muret, S. 18 und Herders „Ideen“ XIII, S. 167 ff.; 285 ff. u. NBK. 1842, S. 39.

wie Gott sein, nicht die Vorsehung spielen wollen, sondern die Grenzen seiner Kräfte einsehen. Nur der falsche Hochmut glaubt, auf eigene Faust Geschichte machen zu können, bis Gott wieder einmal mit der Rute in der Hand zeigt, wer Meister ist. Die romantische Geschichtsbetrachtung hält den Staat in seiner geschichtlichen und natürlichen Bedingtheit als ein Wesen für sich, das aus eigenen Gesetzen bewertet werden müsse. Sie will alles Tendenziöse, Subjektive und Hineinkonstruierte beiseite lassen. Damit setzt sie sich in Gegensatz zu der rationalistischen Staatsauffassung, welche den Staat durch vernunftgemäße Überlegungen formen will.

Oben haben wir gesehen, daß Gotthelf ein Feind aller umstürzlerischer Umtriebe ist, daß er vor dem historisch Gewordenen, auch wenn es verstandesmäßig nicht erfaßt werden kann, eine unbedingte Ehrfurcht hat, weil er die Hand Gottes im Spiel glaubt. Diese Ansicht konsequent durchgeführt, müßte zum Fatalismus oder Quietismus führen, zum völligen Verzicht der Menschen, auf die Geschichte einwirken zu wollen. Einer aktiven Natur, wie Gotthelf sie ist, wäre ein solches Verhalten unmöglich zuzutrauen. Er muß tätig mitwirken; er will das Leben praktisch gestalten helfen, denn das gehört zu seinem menschlichen und geistlichen Beruf. Allerdings klafft ein Widerspruch zwischen dem Denken und Verhalten Gotthelfs; einesteils die Achtung vor dem Gewordenen, Historischen, Kampf gegen die, welche tatkräftig Neues schaffen wollen — und auf der andern Seite das tätige Selbsteingreifen Gotthelfs. Denselben Widerspruch findet man im Denken Jakob Burckhardts[31]); er kann jedoch mit dem Gesetz des Dualismus, unter dem der Christ steht, erklärt werden. Einerseits soll er Gott walten lassen, andererseits die Kräfte, die dieser ihm verliehen hat, zu dessen Ehre anwenden. Gott greift erst da ein, wo die Kraft des Menschen versagt, Gott aber tut nichts, wozu er dem Menschen die Kräfte gegeben[32]). Das große Problem besteht darin, die rechte Mitte zu finden zwischen dem „Gottwaltenlassen und Selbsttun". Innerhalb der göttlichen Ordnung kann sich der Mensch, selbstdenkend und -handelnd, frei bewegen. Ohne Gott fällt der Einzelne und der Staat in die Gewalt des Fürsten dieser Welt[33]). Das Ende ist

31) Vgl. E. Dürr „Freiheit und Macht bei Jakob Burckhardt", S. 95.

32) Vgl. „Käthi die Großmutter", W. H. X.

33) W. H. XV, S. 262 und NBK. 1843, S. 30—31. „Die Trennung von Staat und Kirche", sagt Troeltsch, der moderne Theologe, „wäre nur dann möglich, wenn die Religion stürbe. Viele freilich betreiben die Trennung nur als Anfang vom Ende der Religion, in der Hoffnung, sie damit auf den Aussterbe-

Auflösung, Krieg und Vernichtung. Ja, Gotthelf sah voraus, daß der übertriebene Patriotismus, verbunden mit der materiellen Gesinnung, die Völker Europas in ein Meer von Blut tauchen werde.

Gotthelf ist kein prinzipieller Staatsgegner. Er anerkennt den Staat als durchaus notwendig. Er soll eine Wache sein, zum Schutz des Eigentums, der Ehe, des Friedens nach innen und außen, sonst hat er keine Aufgabe. Der Staat erfüllt seine Aufgabe nur so lange, als er nicht um seiner selbst willen lebt, sondern bescheidener Diener einer höheren Gerechtigkeit bleibt. „Das Christentum allein heiliget die Staatsformen und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet die Brüder durch Liebe zu Brüdern und hat den obersten Grundsatz: Was du willst, daß dir die andern tun, das tue du auch ihnen“[34])! Ein christlicher Staat leistet mehr, vergewaltigt nicht, er fördert, er hemmt nicht, er erzieht. Sein Ziel ist die Heranbildung der Menschen zu tüchtigen, religiösen, sittlich hochstehenden Charakteren. Dann kann er auch sicher sein, gute Bürger zu erhalten. Dann werden die Regierenden zu Landesvätern, welche ihrem Volk den Weg zum wahren inneren und äußeren Glück bereiten. Gotthelf hat den Menschen über den Staat gesetzt, die Persönlichkeit höher als die Formel geachtet. Er wird nie müde, den christlichen Staat zu verlangen und zu schildern, welcher in tätiger Nächstenliebe für Arme, Witwen und Waisen sorgt, nicht nach Gesetzen, Parteien und Reglementen sich richtet, sondern handelt aus freiem Trieb der religiös-sittlich erneuerten Seele.

Wohl ist die Religion tiefinnerliche Herzenssache, dennoch müsse der christliche Geist in bestimmte, kirchliche Formen gefaßt werden, so gut als die Seele einen Leib haben müsse, wenn sie auf das Leben wirken wolle[35]). Es bildet sich notwendigerweise eine feste Form des Glaubens, die der Zugang zum Herzen des Volkes ist, von der aus das religiöse Leben erweckt werden kann. Der Pfarrer hat sich an diese feste, kirchliche Form zu halten; damit sie jedoch nicht erstarrt, soll er beständig neues Leben in sie bringen.

etat zu setzen . . . .“. „Aber diese Hoffnung ist völlig trügerisch, sie beruht auf der Utopie eines dereinst kommenden, religionslosen Zustandes oder einer alle überzeugenden wissenschaftlichen Ethik und Weltanschauung. Derartiges hat es nie gegeben, gibt es heute nicht, und wird es nie geben.“ Troeltsch: Die Trennung v. Kirche u. Staat, S. 35.

[34]) W. H. XIII, S. 141.

[35]) Vgl. Briefe an Hagenbach, S. 8.

Auf religiösem Gebiet ist die allmähliche, stete Entwicklung der normale Zustand. Das Hineinwerfen von neuen Theorien und Wahrheiten ist vom Übel[36]). Das Volk will eine einfache, klare Religion, es will das Gute belohnt, das Böse bestraft sehen.

In „Anne Bäbi Jowäger II", hat Gotthelf in der Person des Vikars einen Pfuscher auf religiösem Gebiet gekennzeichnet. Dieser behandelt die arme Frau nach seinem persönlichen Gefühl und nach dem, ihm eingebläuten System, nicht nach der ihr eigentümlichen Natur. Er bringt sie mit seinen Zerknirschungs- und Bekehrungsversuchen beinahe um den Verstand. Nach Art der Sektierer kennt der Vikar „nur die Liebe, die seufzt und klagt, die Liebe, mit schönen Namen, Heiland, Bruder, Schwester, die sich die Hände drückt . . .", „die aber gegen alle, die nicht so sind, glaubt, hart sein zu müssen"[37]). Die Pfarrerin mahnt den Vikar zu Milde, meint, Leute, die krank seien, möchten meist alles besser ertragen als Gottes Wort. Der Vikar will jedoch nichts von Zurückhaltung wissen, seine Bekehrungsversuche an Anne Bäbi nicht aufgeben. Dazu bemerkt die Pfarrerin in wundervoller Einfachheit, was sie unter Bekehrung versteht: „. . . ih bikehr mi all Tag, und das syg, wora dr lieb Gott Freud heyg"[38]). Von der Seele reden tue sie nicht gerne, aber sie und ihr Mann dächten im Herzen öfters an Gott als man glaube, wenn es so still um sie her sei, sie sich recht lieb haben, da gehe ihnen das Herz auf, da sagten sie einander, was sie Schönes dächten. Dafür aber haben sie keine besondern Stunden, sie kommen und gehen, sie wissen nicht woher und wohin. Die beiden alten Pfarrersleutchen haben gelernt, sich gläubig und still in Gottes Willen zu schicken; sie sind mit Gott und der Welt versöhnt. Die wahre, christliche Liebe schlägt nicht mit dem Schwert drein, will nichts erzwingen, durchdringt und verklärt die Welt, die so überwunden wird. Allerdings ist Gotthelf in den Jahren der heftigen, politischen Kämpfe vorübergehend von diesem Standpunkt abgekommen. Er wird zum rächenden Ankläger und zum zornerfüllten Propheten, der sich oft menschen- und gottverlassen fühlt, dessen früherer Optimismus dem düstern Pessimismus weichen muß. (Vgl. Der Schuldenbauer.) Und dennoch, je deutlicher er weiß, daß all sein „Ringen und Wüten gegen den Zeitgeist umsonst ist, umso tiefer fühlt

36) Vgl. W. VI, S. 248.
37) Dito, S. 289.
38) Dito, S. 295 ff.

er, daß Gott ihn dennoch hält, daß doch das Gute in der Welt siegen werde“[39]).

In den letzten Jahren gelangt Gotthelf einige Male zu der unbeschwerten, abgeklärten Ruhe, welche, wie im „Sonntag des Großvaters“, himmlische Seligkeit auf Erden schon bedeutet. — — —

c) Gotthelfs Stellung zur sozialen Frage.

Der moderne Sozialismus ist wie der moderne Staat eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts. Die französische Revolution hat ihm zu rascher Entwicklung verholfen. Sie war gleichsam der Hexenkessel, in dem die Zukunft gebraut wurde.

Die theoretische Entwicklung des Sozialismus ging jedoch Hand in Hand mit der Entwicklung der Industrie, des Handels und Gewerbes. Die Geschichtschreibung weist nach, daß schon im Jahre 1770 die Industrie über die nördliche Hälfte der Schweiz verbreitet war, daß der Übergang von der Klein- zur Großindustrie schon damals stattfand[1]).

Im Jahre 1817 verdiente ein Handspinner bei angestrengtestem Fleiße in der Woche nicht so viel, als ein Pfund Brot kostete, und doch waren Weben und Spinnen für tausende von ostschweizerischen Familien neben einigen Kartoffeläckern die einzige Nahrungsquelle: „schon im 18. Jahrhundert bemerkte man die Sittenverschlechterung in der rasch anwachsenden Fabrikbevölkerung, die Schwächung der Körperkraft und das Sinken der Gesundheit, den Mangel an Sparsamkeit und den häufigen Genuß des Branntweins“. „Vor allem aber trieb man einen wahren Raubbau mit der menschlichen Arbeitskraft[2]). Im Jahre 1813 waren in etwa 60 Betrieben 1124 Schulkinder von 6—15 Jahren Tag und Nacht tätig[3]). Ja, noch 1839 war ein Drittel aller Arbeiter unter 17 Jahren und die Arbeitszeit betrug 13 Stunden. 1824 standen in Zürich schon 5500 Webstühle; im Aargau blühte die Strohflechterei, in Genf die Uhrenindustrie, in St. Gallen und Appenzell die Maschinenstickerei. Die Hausindustrie wurde rasch und schonungslos verdrängt. Umsonst war die blinde Wut, welche den Fabrikbrand von

[39]) Vgl. Anhang, W. XIV, S. 412—413.

[1]) Vgl. Gagliardi, „Geschichte der Schweiz“, S. 335 und zum ganzen Kapitel Werner Sombarts „Sozialismus und soziale Bewegung“, Kap. I—III, sowie F. Muckle „Die großen Sozialisten“ I, II.

[2]) Siehe Gagliardi, S. 335, 336; Muckle I, S. 12, 13.

[3]) Dito.

Uster (1830) verursachte. Mit der neuen demokratischen Verfassung wurde auch 1831 die Gewerbefreiheit eingeführt. So groß diese Errungenschaft auch war, es fehlte nicht an Schattenseiten. K. Geiser, der Verfasser der Geschichte über das Armenwesen des Kantons Bern, stellt fest, daß die neue Handels- und Gewerbefreiheit dem Gewerbe vielfach geschadet habe, daß das Lehrlingswesen verlottert sei, der Pfuscherei durch schlechte, unausgebildete Handwerker Tür und Tor geöffnet worden seien[4]). Dazu sei die Schweiz von einer Menge ausländischer, billiger Fabrikate überschwemmt worden; sie habe dagegen ihre Produkte hoher Ausfuhrzölle wegen nur schlecht ins Ausland bringen können.

Erst sehr spät, Ende der 1850er Jahre, setzte eine wirkliche Arbeiterschutzgesetzgebung ein. Bei der leiblichen und geistigen Verelendung der Massen ist es zu begreifen, daß sozialistische Theorien, die meist aus Frankreich stammten, rasch Anhänger fanden. Anfangs des Jahres 1840 gründeten sich in der Schweiz, infolge der lebhaften Propaganda des Schneidergesellen Wilhelm Weitling aus Magdeburg, etwa 13 geheime, kommunistische Vereine, die gegen 1000 Mitglieder zählten[5]). Weitlings Ideal, das er in seinen Büchern: „Evangelium eines armen Sünders" und in „Garantien der Harmonie und Freiheit" aufstellt, besteht darin, die bürgerliche Gesellschaftsordnung mit Gewalt zu sprengen und eine neue Ordnung zu schaffen, in welcher die Gütergemeinschaft eingeführt, der Handel, die Ehe, das Geld, die Strafen und Gefängnisse abgeschafft werden sollen. Eine gute Organisation unter Leitung von je einem Genie der Mechanik, der Philosophie und der Heilkunde solle jedem Staatsbürger die notwendigen Lebensgüter in gerechter Weise zuteilen. Ein ewiges Friedensreich würde dann erstehen[6]). Der Radikalismus war solange mit dem Kommunismus einig, bis er eine sichere Stellung errungen hatte. Dann aber entledigte er sich des lästigen Kameraden. So wurde Wilhelm Weit-

4) Siehe Geiser: „Geschichte des Armenwesens im Kanton Bern", S. 32.

5) Vgl. Bluntschlis Kommissionsbericht an die H. Regierung des Standes Zürich über die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Zürich 1843, S. 23 f. Nach diesem Bericht sollen 1841 in welschschweizerischen Kantonen erst 3 kommunistische Vereine mit kaum 200 Mitgliedern, 1843 aber schon 13 Vereine mit ca. 750 Mitgliedern bestanden haben.

6) Vgl. Sombart, Kap. II; Muckle II, S. 77—83.

ling von der liberal-konservativen Zürcher Regierung 1843 verhaftet und nach gebüßter Strafe ausgewiesen[7]).

Die moderne wirtschaftliche Entwicklung lenkte früh die Blicke derjenigen auf sich, welche einen Sinn für das Volkswohl besaßen. Gotthelf, obwohl er wenig direkte Einblicke in dieses Gebiet getan, ließ sich durch Zeitungen stets auf dem Laufenden halten. Sein scharfer Blick und sein gesundes Urteil befähigten ihn, auch diese Verhältnisse richtig zu erkennen.

Vorerst möchte er den Herren der Industrie den Profit gerne gegönnt wissen. Gleich aber folgt die Warnung: sie sollen sich nicht als Barone fühlen, sondern Patriarchen, Väter sein[8]). Nur zu bald erkennt Gotthelf, daß diese Väter vor allem auf den eigenen Vorteil bedacht sind. Nun (1844) heißt es: sie „nehmen die Nidle ab der Milch", diese nennen sie in ihrer Sprache, „die viel Ähnliches hat mit der Gaunersprache, Prozente"; selbst erschrocken über dieses Urteil fährt er milder fort: „Es ist ihnen aber diese Nidle wohl zu gönnen, denn sie haben bei ihrem Berufe viel zu wagen, viel zu leiden, viel Angst und Sorgen auszustehen . . ."[8a]) Wer also mit Angst und Sorgen Reichtum erwirbt, soll ihn genießen dürfen. Wer aber Wucher treibt, spekuliert, (was dem Betrug beinahe gleich ist) wer den Armen und Schwachen ihr Gut abstiehlt, der verdient, öffentlich gebrandmarkt zu werden. Deshalb ist es eine Schande und ein Unrecht, wenn die Gemeinde einem geizigen, unlauteren „Harzer Hans" Scharwenzel macht, bloß weil er reich ist. Ebenso verwerflich handelt, wer Geld oder Lebensmittel anhäuft, die niemandem zugute kommen.

Das überall aufkommende Handelswesen, begünstigt durch die Handelsfreiheit, bringt manche Gefahr mit sich. Die treue, fleißige Arbeit wird entwertet. „Im Fluge soll das Glück erhascht werden, ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf soll gewähren, woran man sonst das Leben setzte in treuer Arbeit"[9]).

Jeder Lehrbube macht Ansprüche wie ein Meister. „Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker sein, dienen, treu und fleißig mag man immer weniger, das geht alles zu langsam, mit Händelen, Krämerlen, Pintenwirtlen, Rechtsagentlen, Schreiberlen, um Weiber

7) Muckle II, S. 82. Im Jahre 1846 wurden alle kommunistischen Umtriebe im Kanton Zürich verboten.

8) N. B. K. 1841, S. 63.

8a) Dito, S. 33.

9) W. H. XV, S. 121.

schachern, um Heimwesen, den Geschäftsführer machen usw. kommt man viel weiter, meint man“[10]). Man beginnt ein solches Gewerbe, ohne sich darum zu kümmern, ob man es verstehe oder nicht.

Man will alles können, alles erhaschen. „Wer aber nichts erhascht oder nicht alles, was er möchte, kriegt die neue Krankheit, den Weltschmerz, wird Europa müde, will sich ersäufen, oder stiftet eine Zeitung und will mit ihr die Welt umkehren . . .[11]) Das Börsenspiel, die Lotterien und Aktiengesellschaften sind Produkte der „Schwindelei“ der neuen Zeit.

Der alte Geist der Genügsamkeit und Ehrenhaftigkeit ist geschwunden. Leichtsinn, Lasterhaftigkeit und Verschwendungssucht zerstören die Familien, untergraben die Volksgesundheit. Die jungen Leute treten in die Ehe ohne heiligen Sinn, ohne Geld, ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden, die Burschen jung, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, die Mädchen gleichgültig, verschwenderisch und maßleidig. So entstehen die furchtbaren „Ehekloaken“, in welchen die Armut gebraut wird, aus denen immer größere Ströme Menschen fließen, „verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Ärgernis, den Menschen eine Last“[12]).

Diese leichtsinnigen Leute sind an ihrer Armut selbst schuld. Ihnen hat Gott das Elend verordnet zur Strafe und Besserung. Sie erkennen aber meistens die weise Hand Gottes nicht; mit unverschämten Forderungen treten sie auf und beanspruchen, auf ihr gutes Recht pochend, Unterstützungen.

Oft aber müssen Unschuldige mit den Schuldigen leiden. Am meisten Aufmerksamkeit verdienen die Kinder leichtsinniger, armer Eltern. Das hat die Gesellschaft richtig erkannt, von Gesetzes wegen werden diese Kinder genährt, gekleidet, man sorgt dafür, daß sie am Leben bleiben, man gibt ihnen Brot oder Geld, aber man kümmert sich nicht um ihre Seelen, um ihr Bestes. Auch verdingt man diese Kinder an die Mindestnehmenden. Diese wollen etwas an ihnen verdienen, behandeln sie wie das Vieh. Sie werden nicht zur Schule geschickt, dafür aber zu Schlechtigkeiten, Trunksucht und Lasterhaftigkeit verleitet. Keine Liebe wacht über ihnen, kein höherer Drang nach Vollkommenheit wird in ihnen geweckt. Kein Wunder, wenn Haß, Neid, Arbeitsscheu und Liederlichkeit ihre Haupteigenschaften sind. Manche

10) Dito, S. 122.
11) N. B. K. 1844, S. 57.
12) Vgl. „Armennot“, besonders das Kap. II, W. XV, S. 155.

Kinder kommen zu guten Leuten, welche sie wie Schoßkatzen und Schoßhündchen erziehen. Dieses führt zu der fürchterlichsten Meisterlosigkeit, Arbeitsunfähigkeit und Gottlosigkeit.

Man hat eingesehen, daß es mit Jammern und Klagen nicht getan ist, daß die Gesellschaft alle Kräfte aufbieten muß, den gefährlichen Krankheitsstoff Armut unschädlich zu machen. Die Wahl der Mittel und Wege ist eine schwere Aufgabe. Der, im Armenwesen wohl bewanderte Pfarrer Bitzius prüft die herrschenden Ansichten und Vorschläge der Zeitgenossen in seiner „Armennot" eingehend.

Er hält es weder mit denen, welche alle Unterstützungspflicht aufheben, noch mit jenen, welche die ganze Last dem Staate allein aufbürden wollen[13]).

Alle Vorschläge, eine gemeinsame, zentrale Armenkasse zu gründen, sind unzureichend, wenn nicht sogar gefährlich. Denn, bestimmt man für alle Landesteile dieselbe Armensteuer, so ist bald die Armennot gleichmäßig über das Land verteilt. Jede Gemeinde will dann ihren Armen ebenso reichliche Spenden, wie eine andere, austeilen, nur damit sie nicht zu kurz komme. Überhaupt spricht Gotthelf den Gemeinden die Fähigkeit ab, Armensteuern in rechtem Maß und Sinn austeilen zu können. Wieviel Geld man ihnen auch geben würde, sie würden es nicht dahin bringen, vereint Hand an die Wurzel des Übels zu legen.

In den einen herrscht zu viel Unverstand, in andern zu viel Berechnung, in den einen kann sich die Liebe aus Mangel an Hilfsmitteln nicht recht betätigen, in andern ist zuviel Geld, welches den Hochmut, den Geiz und die Unverschämtheit großzieht. Eigennutz und Dummheit sind meist kühner und stärker als der gute Wille. Man fürchtet sich vor unverschämten Armen, denen man nur gibt, damit man nicht weiter belästigt wird[14]).

Der Staat, statt den Gemeinden in ihrer schweren Aufgabe beizustehen, leistet ihnen seit dem Gemeindegesetz vom 26. Dezember 1833 keine Hilfe mehr. „Ehedem ließ sich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte damit den Grundsatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren sei, daß es mit

---

[13]) Mit Gotthelf einig geht Schenk, welcher in seiner „Geschichte des bernischen Armenwesens", S. 49, auf Gotthelfs Darstellungen in der Armennot hinweist und feststellt, daß die Regierung sich habe durch diese Schrift beeinflussen lassen und die Gründung von Armenerziehungsanstalten unterstützt habe.

[14]) Dies ist eine knappe Zusammenfassung des 2. Kap. der Armennot.

dem äußerlichen Geben nicht gemacht sei, sondern daß eine besondere Intelligenz im Verteilen der Gaben walten müsse und namentlich die Kinder besonderer Aufmerksamkeit wert seien“[15]).

Früher stand der Staat darin den Gemeinden bei, daß er einen schlechten Kerl, der sich nicht fügen wollte, kurzerhand einstecken ließ. „Jetzt verpallisadiert sich ein solcher hinter einem Berg von Gesetzen, den Grundsätzen von persönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht sie nur aus hinter seinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiständet, vielleicht noch von einem Richter begünstigt“[16]).

Mit Schrecken nimmt Gotthelf wahr, daß sich die Stände und Klassen des Volkes immer fremder gegenüber stehen, daß es eine besondere Klasse der Armen gibt. Die hohen Häupter mit ihren Titeln und Würden, die Gebildeteren und Höheren ziehen sich, je länger desto mehr, auf sich selbst zurück, die, welche als Sauerteig im Volke wirken sollten[17]).

Dem Armen gelingt es nicht mehr, sich aus der Klasse, in welche er gedrückt wird, zu erheben[18]). „Aber das ist eben das Unglück, daß man denen, die unter einem sind, keine Gefühle mehr zutraut . . . . ., daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt, ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besonderen Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren“[19]). Der Meister arbeitet nicht mehr Seite an Seite mit dem Gesellen, er ißt nicht mehr mit ihm aus der gleichen Schüssel, betet nicht mehr mit ihm zum selben Gott —; lieber spielt er sich als Herr auf, geht ins Café, politisiert, während Madame in Samt und Seide daherrauscht und von einer Visite zur andern fährt. Man gehört zu den gebildeten Leuten. Kein Wunder, wenn in den Herzen der Gesellen Groll, Neid und die Begierde nach denselben Genüssen geweckt werden. Das seelische Band zwischen Hohen und Niederen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist zerrissen. Darum nimmt die besitzlose Klasse, je länger desto deutlicher, eine drohende Haltung an. Im Herzen kocht der Haß,

15) Vgl. W. H. XV, S. 134.

16) W. XV, S. 135.

17) Dito, S. 100, 101.

18) Dito, S. 118, wo Gotthelf die psychologischen Voraussetzungen der Unzufriedenheit und der geistigen Not der Armen mit großem Verständnis und gerechtem Sinn darstellt.

19) Vgl. W. IV, S. 178 und W. XIII, S. 15.

in den Augen glänzt die Begierde. Der stille, demütige Arme, der wie Lazarus an der Schwelle harrt, ist zur fordernden Anklage und zur Gefahr geworden; denn in der seelischen Beschaffenheit, in der Gesinnung liegt das fürchterlich Drohende der Armut. Diese Wahrheit hat die bürgerliche Gesellschaft vergessen, sie selbst hat den Zusammenhang mit der unteren Volksklasse leichtfertig gelöst[20]). Alle ihre Bestrebungen, dem Übel zu begegnen, sind eitel, solange nicht wieder das verbindende Band vom Herzen zum Herzen geschlungen ist. In den Revolutionen hat die Gesellschaft nur ihren persönlichen Vorteil geucht, die Proletarier zuerst für ihre Zwecke ausgenutzt und dann wieder in ihre Zwinger gesperrt[21]).

Groß ist die Schuld, welche das Bürgertum zu tragen hat. Es ist nicht von ungefähr, wenn der Unglaube, die tierische Begierde nach Besitz und gutem Leben in den unteren Klassen verheerend wuchern. Das Wetter kommt immer von oben[22]); die Armen, die ohne alle Bildung und christlichen Schranken sind, ahmen nur nach, was ihnen die oberen Stände vorleben. Diese suchen beständig, ihre Rechte zu festigen und auszubauen und vergessen darob ihre Pflichten. Was ist natürlicher und konsequenter, wenn der Arme mit erhobener Faust seine Rechte verlangt?

Alle diese Tatsachen, welche dem Bürgertum zur harten Anklage gereichen, entheben jedoch Gotthelf keineswegs der Pflicht, das Übel, obgleich es nur eine Folge anderer Übel ist, auch überall da aufzudecken, wo es sich findet.

Deshalb zieht Gotthelf auch den Sozialismus und den Kommunismus vor seinen Richterstuhl[23]).

---

[20]) W. XV. S. 250 f. und W. IX, S. 62 f.

[21]) W. XV, S. 118 f.

[22]) W. XV, S. 258: „Das Übel, Abfall und Unglauben sind von oben gekommen, ...!“ „Von oben muß das Heil kommen, muß dem Heidentum seine Berechtigung entzogen werden.“

[23]) Der Kommunismus, wie er sich damals darstellte, erschien Gotthelf als eine große Gefahr für das religiöse, sittliche und wirtschaftliche Leben des Volkes. Er bekämpft ihn deshalb in fast allen Schriften mehr oder minder heftig. Vor allem aber in „Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz“, in „Zeitgeist und Bernergeist“, in der „Armennot“, in „Käthi, die Großmutter“, im „Neuen Berner Kalender“ usw. Die ersten Spuren des Kampfes tauchen im Jahre 1840 in der „Armennot“ auf, wo S. 119, Lamenais' Schriften erwähnt werden, „die ganz eigens zur Aufregung dieser (armen, begehrlichen) Leute geschrieben sind oder ähnliches, englisches, französisches Zeug!“ Lamenais war neben St. Simon und Fourier ein Lehrmeister Wilhelm

Die sozialistischen und kommunistischen Ideen gehen von derselben gedanklichen Voraussetzung aus, wie die politischen; nämlich: daß eine Besserung der Verhältnisse durch die menschliche Vernunft herbeigeführt werden könne[24]). Weitling hatte sich für den erleuchteten Apostel gehalten, der die Welt, wenn auch mit Gewalt, erlösen könne, und zwar in kurzer Zeit. Gotthelf, der vor dem Historisch Gewordenen Ehrfurcht empfindet, der im geschichtlichen Verlauf die Hand Gottes ahnt, erscheinen diese stürmischen Weltverbesserungs-

Weitlings. Vgl. Muckle II, S. 78. Im „Neuen Berner Kalender" (1840—45) ist mehrmals in bissigen Ausfällen vom Kommunismus die Rede.

Im N. B. K. von 1842, S. 37 nimmt Gotthelf Bezug auf die in Frankreich stattgefundenen republikanisch-sozialistischen Aufstände unter Louis Philipp 1832—1834. „In Paris sind Gesellen, welche Freude haben an Blut und Brand . . . .", die wie Affen Schwänze haben und auch wie die übrigen vierfüßigen Tiere „sich einen Plempel Weltschmerz hinten angeklebt haben und damit als wie mit einem Farrenwedel in jedem Glück, in allen Zuständen herumfahren und alles durcheinander rühren möchten". Im N. B. K. von 1844, S. 27 ist der Kommunismus mit einem tollen Hund verglichen, „der mit dem Schwanz zwischen den Beinen durch aller Herren Länder läuft, dem man vormittags Industrie sagt und nachmittags Revolution".

Auch zeigt es sich, daß Gotthelf eine bestimmtere Stellung bezogen hat. Er wünscht den Genfern mehr Energie gegen fremde, kommunistische Aufrührer und gegen die Propaganda des jungen Deutschland, N. B. K. 1844, S. 29. Im N. B. K. von 1845, S. 35, siehe auch S. 36, stellt Gotthelf fest: „Der Kommunismus ist nur ein neuer Name für eine alte Sache, es ist die Lehre: daß der Stärkere Meister sei, nehmen könne, was ihm anständig sei, und es genießen könne, wie es ihm beliebe". Das Hauptwerk jedoch, dessen Thema gerade die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus darstellt, ist „Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" (W. H. IX)." Dies Werk, auch eine Tendenzschrift, ist im lebendigen Zusammenhang mit den Zeitereignissen entstanden. Der erste Teil war schon Ende 1845 im Manuskript vollendet. Die ersten gedruckten Exemplare des ersten Teils erschienen im November 1846, die des zweiten anfangs Oktober 1847. „Und wir können in der Tat die aktuellen Begebenheiten, auf die Gotthelf anspielt, im ersten Teil bis 1845, im zweiten bis zum Januar 1847 verfolgen." (Rudolf Hunziker in den Anmerkungen zu J. W., S. 557.) Im Vorwort des Werkes nennt Gotthelf (S. 502) die kommunistischen Propheten, entlarvte Blutigel. „Im Entwurf des Schlußkapitels zur zweiten Auflage der „Armennot", „Schwarmgeister" und „Lügenpropheten"."

Vergleiche auch W. IX, S. 589, 590, 600, 601! Baumgartner III, S. 107—111! 196—202! 335—338 II, S. 186—208; Tillier, S. 229—237; Feddersen, S. 391 bis 397; Bloesch, Geschichte der schweizerisch-reformierten Kirche II, S. 304 bis 314. Vergl. Hunziker, Monogr., S. 111, 135, 136, 146.

24) Vgl. Sombart, „Sozialismus und soziale Bewegung", S. 44, 45.

pläne als blinde Dummheit, gepaart mit Hochmut und Gottlosigkeit[25]). Sein Feind ist wieder Rousseau, der behauptet, daß der Mensch von Natur aus gut sei, von der Gesellschaft und den Umständen jedoch verdorben werde. Nach Rousseaus Auffassung gilt es, die sozialen und politischen Zustände zu ändern, um andere, glückliche und bessere Menschen zu erhalten. Diese Verbesserung, Veredlung, ist aber in der großen Hauptsache für die materiellen Verhältnisse geplant[26]). Der Unterschied von Rang, Besitz, Bedeutung soll vor allem verschwinden; jeder Mensch soll gleiches Recht, gleiche Pflichten und Genüsse erhalten. Gegen diese rein äußerliche, materialistische Betrachtungsweise protestiert Gotthelf, weil er als Menschenkenner genau weiß, daß die Unterschiede unter den Menschen auf der verschiedenen Persönlichkeit beruhen; daß gerade die Ungleichheit Ansporn zum Vorwärtskommen ist, daß der Kampf ein notwendiges Mittel der Erziehung zur Persönlichkeit bildet[27]). Und Gotthelf weist auf die Natur hin, in der kein Baum wie der andere, kein Tier wie das andere ist.

Der Kommunismus will durch Organisation alles das entfernen, was zur Bildung der Persönlichkeit dient, er will einen langweiligen, mechanisierten, unfreien Menschenschlag züchten. Auf diese Weise soll das Böse aus der Welt geschaltet werden, als ob das je möglich oder notwendig wäre. Die Gleichheit der Menschen in materiellen Dingen kann noch lange keine seelisch-geistige Gleichheit schaffen. Und wenn dies auch gelänge, dann wäre das Ende der Kultur gekommen. Gotthelf bleibt dabei, daß es nach der natürlichen und göttlichen Ordnung immer Reiche und Arme geben werde. Darin, daß der Sozialismus und Kommunismus den Schwerpunkt in die Materie legen,

---

25) Vgl. Muckle, „Die großen Sozialisten", S. 79: „Wenig Interesse bietet also dem Historiker dieses System . . . . ."

26) Vgl. Weitlings Hauptwerk „Die Garantien der Harmonie und Freiheit", S. 41. „Das Abendmahl soll ein Liebesmahl sein. Die reichbesetzten Tafeln mit den Osterbraten, dem Wein und Brod müssen wieder her, die wollen wir nach gethaner Arbeit mit Weibern und Kindern einnehmen: Lazarusse, die an den Tischen der Reichen mit hungernden Magen die herabfallenden Brocken aufsammeln, darf es bei keinem Liebesmahle mehr haben." Gegen Fourier, Weitlings Lehrmeister, wendet sich Gotthelf W. IX, S. 217, „Der Christ, um es bündig zu sagen, sucht diesen Grund (des Elends) in der Unzucht, der Fourieraner in der Zucht." D. h. der Christ sucht den Fehler in der Sünde, der Fourieraner in der gesellschaftlichen Ordnung, in welcher er seine Leidenschaften nicht befriedigen kann.

27) Vgl. W. X, S. 205; V. Mose 15, 11 „es werden allezeit Arme sein im Lande; ....".

sieht Gotthelf das Gefährliche, Irreführende dieser Theorien, deshalb nennt er sie die neue „Religion für das Fleisch", „das Evangelium des Bauches"[28]). Er weiß, daß die ungebildete, nach Besitz lüsterne Masse, nur zu gern solchen Einflüsterungen Gehör schenkt. In „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderung durch die Schweiz", hat Gotthelf anschaulich gezeigt, wie weit die falschen Lehren einen leichtgläubigen, gutmütigen Gesellen bringen können. Mit Spott und Hohn, bissigem Sarkasmus, ernsten und mahnenden Reden geht Gotthelf den Irrlehren und Irrlehrern zu Leibe[29]). Diesen wirft er Habsucht, Neid und Egoismus vor. Sie wollen das Volk aufwiegeln, um im Trüben fischen zu können, sie wollen in der neuen Gesellschaft Teilungskommissäre werden, das Beste für sich behalten, das dumme Volk aussaugen und die Herren spielen. Sie begehen vor allem drei große Fehler. Erstens wollen sie die Zustände in der Gesellschaft von heute auf morgen ändern. Sie mißachten damit jede Geschichtserfahrung. In ihrem Paradies kann der Mensch bei geringer Arbeitsleistung gut essen und trinken[30]). Mit dieser Fleischreligion ertöten sie das ideale Streben im Volke.

Zweitens maßen sie sich an, einem Volke, das seinen besonderen Charakter, seine ihm allein eigentümliche Entwicklung hat, mit fremden Theorien das alleinseligmachende Heil bringen zu können[31]). Sie wollen den Internationalismus pflanzen, das Volk von der Scholle und der Tradition wegreißen. Drittens merken sie als schlechte Psychologen nicht, daß sie der eigenen Sache am meisten schaden, wenn sie die niederen Instinkte der Massen aufreizen und Zügellosigkeit predigen. Es ist verkehrt, zu glauben, daß mit verkommenen Individuen eine bessere Gesellschaft gebildet werden könne. Der Glaube an die brutale Macht führt nur zu größerer Zersplitterung, zu Blutvergießen und Elend[32]). Der Klassen- und Parteihaß steht im Widerspruch mit

28) Vgl. W. IX, S. 43, 190—192.

29) Vgl. Das groteske 21. Kapitel in Jakobs Wanderungen.

30) Vgl. W. IX, S. 193; W. XIII, S. 345, 382, 178.

31) Vgl. W. IX, S. 190; Herders Werke XIII, 2. Teil, 8. und 9. Buch, S. 291 f.; Muret, S. 15 f. Jedes Volk hat seine durch Klima und Tradition gegebene Entwicklung vorgezeichnet; es wird, was aus ihm werden kann. Jede Störung dieses natürlichen Entwicklungsganges ist vom Übel. „Wo und wer du geboren bist, o Mensch, da bist du, der du sein solltest: verlaß die Kette nicht, noch setze dich über sie hinaus; sondern schlinge dich an sie. Nur in ihrem Zusammenhange, indem wis du empfängest und giebst und also in beidem Fall thätig wirst, nur da wohnt für dich Leben und Friede."

32) Vgl. W. X, S. 92. „Sie (Käthi) hatte es nicht wie der Kommunismus, das Kind des Neides, welches nichts ist als ein reißender Wolf im Schafpelz.

der Idee des wahren Sozialismus, der die Solidarität aller bedeutet[33]). Gotthelf kann bis zu einem gewissen Grade das Gebahren des Sozialismus begreifen. Haben nicht die politischen Parteien mit derselben Kampfweise große Fortschritte gemacht? Sind ihre Revolutionen nicht von Erfolg gekrönt worden? Warum sollte es nicht möglich sein, auch die soziale Gleichheit zu erreichen, da doch die politische auch zustande gekommen war? Was dem Bürger recht ist, sollte das dem Proletarier nicht auch billig sein? Die Republikaner und die Radikalen hatten zuerst gelehrt, daß gegen Könige, Päpste und Regierungen jeglicher Betrug erlaubt sei[34]). Wie, wenn sich die Proletarier diese Lehre zu eigen machten im Kampf mit dem reichen Bürger- und Unternehmertum? Darum nennt Gotthelf im neuen Berner Kalender die Radikalen „Möffs" (Tölpel), welche die Ochsen am Schneepflug des Kommunismus seien, es aber nicht merken. Nach Gotthelfs Auffassung ist der Kommunismus der verschärfte, konsequente Sozialismus. Er ist eine alte Sache. „Es ist die Lehre, daß der Stärkere Meister sei, nehmen könne, was ihm anständig sei, und es genießen könne, wie es ihm beliebe"[35]).

Welches ist nun aber Gotthelfs Auffassung, über die Anwendung und Überwindung der sozialen Not? Da muß zuerst festgestellt werden, daß er einen ganz anderen Standpunkt der sozialen Frage gegenüber einnimmt, als die Weltverbesserungstheoretiker und Apostel. Ihm ist es nicht um die äußere Gleichheit, nicht um die Verteilung des Besitzes, nicht um den materiellen, irdischen Standpunkt zu tun[36]). Er betrachtet die soziale Frage von religiös-sittlicher Warte aus. Und zwar rollt er dabei die Frage nach der zeitlichen und ewigen Bestimmung des Menschen auf. Nach seiner Auffassung ist der Mensch auf der Erde, um seine Kräfte für den Dienst des Reiches Gottes zu üben, um die Welt nicht zu besitzen, sondern um sie überwinden zu lernen, um seine alte Natur abzulegen, nach einer neuen zu trachten; denn

Wenn er herrschte, würden sich Ährenleser und Bauern gegenseitig erschießen oder totschlagen, darauf würde niemand mehr der Narr sein wollen, den Acker bestellen; dann ist's begreiflich aus mit der Ernte." Vgl. auch W. XV, S. 125 und W. IX, S. 76.

[33]) Vgl. Matthäus 11, 28.

[34]) Vgl. W. IX, S. 279 und Anmerkung, S. 601.

[35]) Vgl. N. B. K. 1845, S. 35.

[36]) Vgl. W. IX, S. 255 „Das innerliche Unglück hängt nicht von äußern Gütern ab, und im Verhältnis sind sicherlich mehr Begüterte unzufrieden und eigentlich unglücklich als wirklich Arme . . . . .".

das Ziel des Lebens ist der Himmel, die Ruhe in Gott. Auf der wahren Gottesliebe erwächst die wahre Heimat- und Menschenliebe. Damit stellt sich Gotthelf in die Reihe jener christlichen Prediger, welche auf dem Wege der religiösen Beeinflussung den Sozialismus veredeln wollen. (Vgl. Schluß der „Einleitung", S. 11 und W. IX.) Reichtum und Armut, irdische Ehre oder Unehre haben in bezug auf dieses höchste Ziel nur relativen Wert. Das wahre Glück besteht nicht im Genuß, sondern im Dienen und in der freudigen Erfüllung des göttlichen Willens[37]). „Und du sollst Gott, deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und aus allen deinen Kräften." Das ist das vornehmste Gebot und das andere ist ihm gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." (Markus 12, 30—31.)

Diese Worte sind der Schlüssel zur ganzen Sozialpolitik Gotthelfs. Wer Gott liebt, auf ihn allein seine Hoffnung setzt, beginnt nicht gleich zu toben und zu jammern, wenn es ihm äußerlich schlecht geht[38]). Er gibt nicht aller Welt schuld, besinnt sich zuerst auf die eigenen Fehler, bereut sie und beginnt ein neues Leben. Wenn der Mensch Gott liebt, erschöpft sich die Sorge des Lebens nicht im Gewinn der materiellen Güter; mit demselben Gleichmut kann er arm oder reich sein. Welch ein rührendes Bild des demütigen, stillen Wartens auf die Hilfe Gottes ist „Käthi die Großmutter", deren Wahlspruch lautet: „der alte Gott lebt noch". Also liegen Glück und Unglück nicht in äußeren Gütern, sondern im Zustande der Gesinnung, des Herzens begründet. Nur die christliche Gesinnung, nach welcher alle Menschen gleich sind vor Gott, vermag die sozialen Gegensätze unschädlich zu machen. Im Christentum allein liegt das Mittel zur Verbesserung der Zustände, durch Vervollkommnung jedes Einzelnen. Keine Einrichtung, keine Organisation, und wenn sie noch so viel Gesetze und Rechte aufstellt, kann die Kraft des Christentums ersetzen. Von der innern Wiedergeburt des Einzelnen aus läßt sich an eine Wiedergeburt der Menschheit denken[39]). Aus sich selber gewinnt der Mensch nicht die Kraft dazu; ohne die Hilfe von oben ist er nicht imstande, das schwerste Gebot, das der Bruder- und Feindesliebe zu erfüllen. Wer mit Gott kämpft, der gewinnt den Sieg, dem wird die weltüberwindende Macht der Liebe zu teil[40]).

37) Vgl. W. X, S. 187; Herders Werke XIII, S. 333; W. XIII, S. 141.

38) Vgl. W. X, S. 320.

39) Vgl. W. XIII, S. 141.

40) Der Ansicht Josef Ineichens in „Jeremias Gotthelfs Weltanschauung", S. 200, wonach Gotthelf die tiefern und gerechten Ideen des Sozialismus nicht

Der Kommunismus und Sozialismus will ohne Gott eine gerechte, menschliche Ordnung organisieren und erreicht damit nur größere Zersplitterung. Das Christentum schafft die wahre, innere Gleichheit und Einheit zwischen Kindern des einen himmlischen Vaters[41]).

Sind Herr und Knecht von christlichem Geist durchdrungen, dann wird einer dem andern selbstlos dienen, ohne den äußeren Unterschied aufheben zu wollen. Wenn die Fabrikbesitzer Christen sind, werden sie die Arbeiter gut behandeln, väterlich für sie sorgen, daß sie ein anständiges, gesundes Leben führen können. Dann werden die Arbeiter keine revolutionären Gedanken mehr hegen, keine Aufstände und Ruhestörungen unternehmen[42]). Not und Elend sind an sich weder gut noch böse. Sie können beides, heilsam und verderblich wirken. Einem liederlichen, gottlosen Menschen ist die Not von Gott verordnet, damit er sich bessere, damit er Gottes Macht anerkennt und wieder seine Gebote hält. Wie der menschliche Vater die Rute brauchen muß, so muß auch der himmlische Vater sie anwenden. Wer nun Not und Armut in jedem Fall abschaffen will, der fällt Gott in den Arm, der will selbst Gott sein, der tritt die göttlich-sittliche Ordnung mit Füßen, der will die weise Hand des Erziehers unwirksam und die sittliche Vervollkommnung des Menschen unmöglich machen. Als Käthi, der Großmutter, neues Unglück widerfährt, sagt sie, Gott wolle sie läutern, damit er sie um so früher in den Himmel nehmen könne: sie begegnet dem Unglück mit ruhiger Gelassenheit und heiterm Gottvertrauen[43]).

gekannt habe, muß hier widersprochen werden. Der Vorwurf, Gotthelf sei ungerecht (Ineichen, S. 199) muß zurückgewiesen werden, solange keine zwingende Beweisführung geleistet wird. Wir halten es mit dem Frauenfelder Rektor und Literarhistoriker J. C. Mörikofer, welcher am 15. Mai 1840 in Beyels „Beobachter aus der östlichen Schweiz" schrieb: „Seitdem Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud" das Elend des damaligen Volkes und seine Errettung mit unvergeßlichen Zügen gezeichnet, hat kein Schweizer die Not unsres Volkes und die Ursachen seiner Verwahrlosung mit jener Wahrheit und Tiefe, mit jener seelenvollen Kraft der Liebe und Hülfsbegierde aufgefaßt und dargestellt, wie sie vom Verfasser des „Bauernspiegel" und der „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" geschehen ist." Siehe Hunzikers Anhang zur „Armennot", S. 477 bis 493; S. 490.

41) Vgl. W. XV, S. 258—261 und W. XIII, S. 63.

42) Vgl. dito. S. 262, 263: „Werden die höhern Stände bekehrt nicht christlich, so ist die Bekehrung der untern eine Unmöglichkeit, alle Arbeit ist eitel, das Volk geht zugrunde."

43) Vgl. W. X, S. 76.

Gänzlich falsch wäre die Auffassung, das Christentum erziehe den Menschen zur Faulheit und Gleichgültigkeit den irdischen Dingen gegenüber. Im Gegenteil, Gotthelfs Bauern stehen fest und mit beiden Füßen auf der Erde; schwer hält es, ihren Geist für ein anderes, ewiges Leben zu gewinnen. Der Kampf zwischen Geld und Geist wird von Gotthelf in seiner ganzen Tragik erfaßt. Wahrlich, Käthi hat es nicht leicht, mit Ehren durchzukommen! Sie weiß aber, daß Gott ihr nur dann beisteht, wenn sie zuvor alle ihre Kräfte angestrengt hat. Wenn sie trotzdem in Not gerät, hofft sie nicht auf die Hilfe der Menschen, sondern auf Gott, der ihr durch seine Werkzeuge Gutes tun läßt. Käthi kann warten, hoffen, glauben, ohne Haß, Neid und Bitterkeit gegen die, welche mehr besitzen als sie. Trotz aller Not hält sie ihr Herz rein, sie geht nicht unter in materiellen Sorgen und Kümmernissen.

Nach dem Gebot des Christentums soll jeder den Nächsten lieben wie sich selbst. Jeder ist berufen und verpflichtet, dem Nächsten beizustehen. Jeder Einzelne, jeder in seinem Kreis, nach Wissen und Vermögen. So wird das geistig-seelische Band von Mensch zu Mensch geknüpft. Das Leben hat einen höheren Sinn, wenn sich der Mensch für anderes Leben einsetzt. Das Interesse, die wahre christliche Teilnahme verhütet, Neid, Unzufriedenheit, gegenseitige Entfremdung und Erbitterung. Die wahre Liebe versteht es, aus jedem Kleid den Menschen herauszuwickeln, das seelische Band, trotz der äußeren Ungleichheiten, von Mensch zu Mensch fester zu knüpfen. Jede organisierte Hilfe für die Armen ist nur ein Notbehelf. Sie entspringt nur zu oft der Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit des Einzelnen, der sich auf angenehme Weise seiner sozialen Pflichten entledigen will[44]). Natürlich ist das Armenwesen auch Sache der Gemeinde oder des Staates, aber nur insofern, als die private Liebestätigkeit nicht wirksame Hilfe zu bringen vermag. Gemeinde und Staat, Gesellschaft oder Partei sollen sich jedoch klar bewußt sein, daß sie die private Liebestätigkeit nicht ersetzen können und dürfen. Die große Gefahr besteht darin, daß bezahlte Beamte kalt und herzlos, weil es ihre Amtspflicht ist, Almosen verteilen[45]). Diese kommen nicht aus ihrem Sack, also ist es ihnen auch gleichgültig, ob sie recht angewendet

[44]) Mit beißender Ironie wird die Schein-Barmherzigkeit in der „Armennot" gegeißelt. N. W. XV, S. 258.

[45]) Vgl. W. XV, S. 128—134, 200, wo die Stellung des Staates im Armenwesen beleuchtet wird.

werden oder nicht. — Damit ist das rechte Verhältnis von Geber und Empfänger gestört. Der Arme glaubt, es sei sein gutes Recht, Almosen zu verlangen und wird begehrlich oder faul. Wo eben nicht die rechte Liebe, nicht der rechte Verstand beim Geben herrscht, da setzt sich das Böse in jedes Verhältnis, da entsteht Neid, Haß, Unfriede. Dann verwandelt sich die Gabe in die gefährliche Schlange, welche die guten Kräfte der Menschheit verzehrt. Denn wichtiger als die Gabe selber ist die Gesinnung, mit der sie verabfolgt wird. Wer einem schlechten, faulen Kerl hilft, macht sich schuldig, wenn dieser noch schlechter und fauler wird. Der Staat hat die Pflicht, den Gemeinden, die mit einem frechen, liederlichen Armen nicht fertig werden, tatkräftig beizustehen[46]).

Zusammenfassend ist festzustellen, daß Gotthelfs Stellung zur sozialen Frage auf seiner christlichen Weltanschauung beruht. Er gehört zu keiner Partei, bekennt sich zu keiner modernen Theorie, er ist nicht der Anwalt einer bestimmten Gesellschaftsschicht, sondern des Ganzen, des Volkes, der Menschheit, deren unvergängliche Güter er ihr erhalten will. Damit verrät er wieder den weitherzigen, umfassenden, humanistischen Geist. So ist sein Sozialismus ein allgemeiner, eine von Zeit, Ort und Partei losgelöste Liebe zur Menschheit. Nicht die blinde Liebe, die populär sein will, weil sie auf materiellen Gewinn hofft, sondern die oft mißachtete Liebe zu dem unvergänglichen Teil des Menschen, zur Seele. Wenn er auch ganz bestimmte Menschen und Zustände, die zu seinen Lebzeiten wirkten, angreift, ihnen seine Wahrheit oft grob ins Gesicht schleudert, so ist dennoch sein Kampf durchaus prinzipiell und ethisch orientiert, da ihm beständig das höchste Ideal des Gottmenschen vor Augen steht. Gotthelf faßt nicht allein das Tatsächliche ins Auge, er prüft die ihm zu Grunde liegenden geistigen Mächte auf ihre Richtung, auf ihr Ziel hin und wägt diese auf der Wagschale seines sittlich-religiösen Empfindens[47]). Wegen dieser auf das Allgemein-gültige bezogenen Ansichten veralten Gotthelfs politische, soziale oder religiöse Erkenntnisse nie.

Der Pfarrer von Lützelflüh schrieb und predigte nicht allein. Er handelte auch[48]). In seinem Wirkungsfeld suchte er die sozialen Auf-

[46]) Vgl. W. XV, S. 135.

[47]) Vgl. Armennot, Kap. III.

[48]) Die Armennot ist auf Gotthelfs praktisches Wirken im Dienste der Armenerziehungsanstalt Trachselwald zurückzuführen. Vgl. R. Hunziker im

gaben auch praktisch zu lösen. Aus praktischen Erfahrungen sagte er sich, daß es vielfach unmöglich ist, die Erwachsenen aus dem sozialen Elend herauszuziehen. Mehr Erfolg verspricht er sich von der rechten Erziehung der armen Kinder. Damit hat er das Gebiet Pestalozzis betreten, der ihm als Meister den Weg bereitet hat.

Anhang zur Armennot, W. XV, S. 482; vgl. auch Rud. Hunzikers Einleitung zu „Ein Gespräch zwischen Hans Uli und Resli.“ „Der kleine Bund vom 22. März 1925.“

III. Zusammenfassung.

Das erste Kapitel, als Einleitung gedacht, versucht, den allgemeinen ideen- und zeitgeschichtlichen Rahmen, in dem sich Gotthelfs sozialpädagogisches Wissen abhebt, darzustellen. Dabei werden die religiösen, politischen und sozialen Probleme, um die es sich in der Hauptsache handelt, allgemein angedeutet.

Der erste Hauptteil, der 3 Kapitel umfaßt, gibt, wenngleich immer noch einleitend, über die geistige Struktur Gotthelfs Aufschluß: Auf Grund der Selbstbiographie und des Utzenstorfer Vikariatsberichts werden zunächst als die wichtigsten Faktoren, die das Wesen Gotthelfs kennzeichnen, die Momente der Beharrlichkeit und der Bewegung in ihren mannigfachen Auswirkungen festgestellt. Sodann wird gezeigt, welche Bedeutung Natur, Heimat, Familie, Religion und Ausbildung für die Geistesrichtung des spätern Volkserziehers in Anspruch nehmen dürfen. Schon in der Jugend offenbart sich dessen starke, eigenwillige Persönlichkeit, die den zukünftigen Kämpfer und Führer verrät.

Das zweite Kapitel stellt dar, wie nahe verwandt Gotthelfs und Pestalozzis Ideen und Ziele sind. Schon in der äußern Form ihres Schriftstellertums gehen sie ganz ähnliche Wege. Sie opfern die ausgeglichene Form absichtlich; sie appellieren an den sittlichen Willen der Menschen; sie wollen nicht unterhalten, sondern belehren, erziehen, zu Taten begeistern. Bewußt lehnt sich Gotthelf an den großen Meister, dessen sozialpädagogische Grundsätze und Einsichten er unbedingt teilt. Beide wollen die Menschheit erneuern, beide betrachten als die nächste, wichtigste Aufgabe ihres Wirkens die Erziehung und Rettung armer, verwahrloster Kinder, durch das Mittel der Liebe, welche die wertvollsten Kräfte des Menschen, die im Gemüt liegen, zur Entfaltung bringen kann. Gotthelf arbeitet voll uneigennützigen Eifers an der Gründung und Entwicklung von Armenerziehungsanstalten, in denen Pestalozzis Geist und Liebe wohnen sollen.

Was die politischen und sozialen Ideen anbelangt, so gehen Gotthelf und Pestalozzi größtenteils einig; beide stellen das Individuum,

den Menschen, höher als die Kollektivität, den Staat und die Gesellschaft.

Die folgende Betrachtung (3. Kap.) gilt dem Verhältnis Gotthelfs zu G. Keller. Leider finden sich keine direkten Äußerungen Gotthelfs über Keller. Das Umgekehrte ist der Fall, indem Keller, wie keiner vor und nach ihm es getan, Gotthelf als Dichter aufs beste und treffendste beurteilte. Als politisch und religiös Liberaler schätzte er Gotthelf, den Pfarrer und Volkserzieher, falsch ein, indem er in ihm den Reaktionär sah. Später hat G. Keller seine einseitige Kritik selber getadelt. Der politischen Leidenschaft der 1840er Jahre, sowie den großen Verschiedenheiten in Entwicklung, Ausbildung, Alter und Weltanschauung, ist manches Mißverständnis zuzuschreiben. Dennoch führen viele Fäden der Übereinstimmung aus den Werken Gotthelfs und Kellers hinüber und herüber. Beide erkennen die Schäden und Gebrechen der Zeit, und je älter Keller wurde, desto mehr berührt er sich mit Gotthelf („Frau Regel Amrein", „Das verlorene Lachen", „Martin Salander"). Doch mit dem Unterschied: Keller bleibt politisch Optimist, Gotthelf Pessimist, und doch überbietet Keller Gotthelf gelegentlich an schneidendem Sarkasmus. Soviel Fremdes zwischen ihnen steht; e i n s verbindet sie: die Liebe zu Heimat und Volk, dem sie den wahren Weg zum Glück weisen wollen.

Der zweite Teil der Arbeit betrachtet zunächst Gotthelfs Stellung zu Religion und Philosophie. Religion ist ihm keine Verstandessache; der naiv-kindliche Glaube mit seinen Träumen und Ahnungen ist Gotthelfs Ideal, das von Schleiermachers und Herders Ideen gestützt wird. In der Ehrfurcht vor Gott, in der christlichen Gesinnung erblickt Gotthelf das Heil für die Völker wie für den Einzelnen. Er ist der geschworene Feind der Aufklärung, die alles in das menschliche Wissen setzt. Die Religion darf nicht tote Dogmatik, nicht leerer Formelkram sein, sondern lebendiges Wirken des von Gott ergriffenen Menschen. Alle Einseitigkeit und Überspanntheit ist vom Übel. Wahre Religion führt zu Menschlichkeit und Duldsamkeit. Mit Philosophie hat sich Gotthelf mehr in jüngeren Jahren abgegeben; die theoretische Seite sagt ihm, dem Tatsmenschen, wenig zu. Er ist ihr, sofern sie idealistisch gerichtet ist (Schleiermacher, Herder), zu Dank verpflichtet, daß sie ihn aus dem Rationalismus erlöst hat, daß sie ihm die Kampfmittel gibt, gegen die gemütsarme Philosophie eines Feuerbach und Strauß zu kämpfen.

Das folgende Kapitel beleuchtet Gotthelfs Staatsauffassung. Dazu ist die genaue Kenntnis der Schweizer- und Bernergeschichte unerläßlich. Diese läßt Gotthelfs Kampfstimmung, seine Anspielungen und Ausfälle verstehen und oft entschuldigen. Er sieht in den Bestrebungen des modernen Staats eine Hauptgefahr für alte, gute Sitte, besonders für die Religion; im Überwiegen des Formellen und Gesetzmäßigen ein Ersticken der persönlichen Freiheit und Initiative, eine Überschätzung des Äußern auf Kosten des Innenlebens. Für ihn ist der Staat nicht Selbstzweck, nur Mittel zur Erziehung des Menschen, zur Erhaltung von Ordnung und Eigentum. Die Regenten sollen sich als Werkzeuge des Höchsten fühlen, ihm verantwortlich sein, sonst bringen sie das Volk ins Verderben. Gotthelfs Kampf gilt nicht einer bestimmten Staatsform, sondern Personen, die das Gut der Religion und Sitte verachten. Aus innerer, sittlicher Nötigung heraus muß er alles, was im Staat faul ist, offen und rücksichtslos aufdecken und befehden. Seine Staatsauffassung ist derjenigen Schillers, Herders, Wilhelm v. Humboldts nahe verwandt.

Gotthelf hat zu keiner Partei gehalten, er teilt seine Hiebe nach rechts und links aus und verschont selbst die obersten Staatshäupter nicht. Diese Unerschrockenheit hat ihm viel Bewunderer, aber auch viel Feinde zugezogen.

Das letzte Kapitel handelt von Gotthelfs Stellung zur sozialen Frage. Nachdem die Entwicklung der Industrie und Technik skizziert worden ist, geht die Betrachtung auf einzelne soziale Theorien, besonders auf die des Schneidergesellen Wilhelm Weitling ein. Gotthelfs scharfer Blick erkennt, warum der bürgerliche Radikalismus mit dem Kommunismus liebäugelt; er sieht voraus, daß der Radikalismus den Kommunismus nur so lange als Sturmbock braucht, bis jener die Herrschaft errungen hat, daß er ihn dann jedoch gründlich verabschieden wird. In dem aufkommenden Handelswesen sieht er die Schwindelei der Zeit, die im Flug das Glück erhaschen will; die ernste, zähe Arbeit wird verachtet, Leichtsinn und Laster gedeihen auf solchem Boden. In den leichtsinnig geschlossenen Ehen herrscht bald bitteres Elend, das die unschuldigen Kinder vor allem betrifft. In der „Armennot" stellt Gotthelf dar, was die Regierungen und Gemeinden unternehmen, welchen Erfolg sie haben, um der wachsenden Not zu steuern. Der Staat ergreift oft die falschen Mittel; er glaubt, mit Gesetzen, die oft mehr schaden als nützen, dem Übel abhelfen zu können. Am sozialen Elend sind alle schuld. Die hohen Häupter sondern sich vom Volk ab;

die Stände und Klassen verlieren den Zusammenhang, die Armen werden in eine eigene Klasse hineingedrückt. Die tiefste Schuld der Zeit, der letzte Grund des Elends liegt in der Abkehr von der Religion, und daraus folgt die Überschätzung der materiellen Güter. Den sozialistisch-kommunistischen Systemen ist es vor allem daran gelegen, die Materie auf neue, gerechtere Weise zu verteilen. Menschliche Vernunft sollte nach einem einheitlichen Plan alle Menschen äußerlich gleich stellen. Vor dieser Mechanisierung des Lebens warnt Gotthelf. Die neuen Apostel predigen die soziale Revolution, den Klassenhaß; sie kommen mit fremden Theorien in die Schweiz. Sie vergehen sich damit gegen die Idee des wahren Sozialismus, der die Solidarität aller bedeutet, ebenso gegen alle Geschichtserfahrung und Entwickungslehre; sie reizen die niedern Instinkte der Massen auf und meinen, auf diese Art eine bessere Gesellschaft zu erhalten. Als einzige Rettung aus dem Chaos und Verderben stellt Gotthelf die religiös-sittliche Erneuerung des Menschen dar; nicht im materiellen Gewinn, sondern in der Überwindung der Materie liegt nach seiner Auffassung das Ziel; nur wer sich der göttlichen Ordnung unterwirft, gewinnt den Maßstab für die rechte menschliche Ordnung. Um dem sozialen Elend wirksam zu steuern, gilt es, die Jugend und vor allem die arme, verwahrloste Jugend im Sinn und Geist Pestalozzis zu erziehen.

— Ende. —

Literaturverzeichnis.

A. Gotthelf-Literatur.

Gotthelfs Werke in 24 Bänden, Ausgabe von Rud. Hunziker u. H. Bloesch, Erlenbach-Zürich 1912—1926.

Ergänzungsbände Herr Esau I u. II.

Predigt, gehalten am 23. Mai 1824 in Herzogenbuchsee, Separatabdruck aus der „Sundigspost" des Langenthaler Tagblatt vom 25. Mai 1924, mitgeteilt von Rud. Hunziker.

Bettagspredigt für die eidgenössischen Regenten, Frauenfeld, 1839.

Bettagspredigt von 1840.

Neuer Berner-Kalender, 1840—1845.

Selbstbiographie. Mit einer Einleitung über die Beziehungen Gotthelfs zu Zürich von Rud. Hunziker. Neue Zürcher Zeitung v. 8. Juni 1924.

Briefe an E. Bähler, aus Eduard Bähler, Lebenserinnerungen, S. 93, Franke 1912.

E. Bloesch, herausgeg. von Hans Bloesch, „Die Alpen" 1911, 1912.

Amtsrichter Burkhalter, herausgeg. von G. Joß, Bern 1897.

Abr. Em. Fröhlich, herausgeg. von Rud. Hunziker, 1906.

E. Fueter, Berner Taschenbuch 1886.

R. Hagenbach, herausgeg. von F. Vetter, Basel 1910, dazu:
Rud. Hunziker in der Neuen Zürcher Zeitung 1911, Nr. 12—14.

J. J. Reithard, herausgeg. von Rud. Hunziker, Zürich 1903.

B. Studer, in Manuels Biographie, Berlin 1857.

Maria Magdalena Bitzius, mitget. von Rud. Hunziker, „Die Schweiz", illustr. Jahrbuch 1923, S. 117—130 und „Lesezirkel", 11. Jahrg. 1923/24, S. 32—39.

Sigmund Bitzius, mitget. von Rud. Hunziker im „Schweizer Heimatkalender", 1925, S. 214—218.

Gespräch zwischen Hans Uli und Resli, mitget. von Rud. Hunziker. „Der kleine Bund" vom 22. März 1925.

Gespräch zwischen Luther, Zwingli und Calvin im Himmel über die religiöse Gestaltung der Welt seit ihrem Tode, mitget. von Rud. Hunziker im Neuen Berner Taschenbuch 1917.

Großvater, Vater und Sohn Bitzius, von G. Johs. Drei Predigten, Bern 1898.

Vikariatsberichte, Jubelrede etc. im Neuen Berner Taschenbuch, herausg. von Rud. Hunziker.

Visitationsberichte, herausgeg. von G. Tobler im Neuen Berner Taschenbuch 1906.

B. Literatur über Gotthelf.

Ammann: J. Erinnerungen an J. G. Gesellschaft für deutsche Sprache, Zürich 1897.

Blösch, H.: „Zeitgeist und Bernergeist", ein Beitrag zur Kenntnis J. G.'s „Die Alpen" 1911/12.

Greyerz, Otto v.: Gottfr. Keller u. Jerem. Gotthelf, Sonderabdruck aus die „Berner Woche", Bern 1919.

Greyerz, Otto v.: Jerem. Gotthelf, Heft 4 der Volksbücher des deutsch-schweiz. Sprachvereins, Basel 1918.

Hopf, W.: J. G. im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, Bern 1927.

Huch, Ric.: J. G.'s Weltanschauung, Bern 1917.

Hunziker, Rudolf: Der junge Gotthelf als Seelsorger, Erlenbach 1921.

Der Briefwechsel zwischen J. G. u. Karl Rudolf Hagenbach. Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung 1911, 12—14.

Jeremias Gotthelf, Vortrag, Sonderabdruck aus „Die Berner Woche in Wort und Bild", Bern 1921.

Jerem. Gotthelf, Bd. 51/52, Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Huber u. Co., Frauenfeld und Leipzig 1927.

Ineichen:, A.: J. G.'s Weltanschauung, Erlenbach 1920.

Keller, Gottfried: Aufsätze über J. G. Nachgelassene Schriften und Dichtungen, Berlin 1893.

Lötscher, U.: Gotthelf als Politiker, Diss., Bern 1904.

Manuel, C.: Albert Bitzius, Springer, Berlin 1857.

Muret, G.: J. G. Sa vie et ses oeuvres, Paris 1913.

C. Geschichte.

Baumgartner, J.: Geschichte der schweizerischen Regeneration. Zürich 1853—66.

Blösch, E.: E. Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte, Bern 1872.

Curti: Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert, Neuenburg 1902.

Dierauer: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Gotha 1913—1917.

Egger, J.: Geschichte des Primarschulwesens im Kanton Bern, Bern 1879.

Feddersen: Geschichte der schweiz. Regeneration, Zürich 1867.

Gagliardi, E.: Geschichte der Schweiz, Zürich 1920/1921.

Anton von Tillier: Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschrittes, Bern 1854—55.

Geiser, K.: Geschichte des Armenwesens im Kanton Bern, 1894.

Rückblick auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Kanton Bern, 1899.

Hunziker, O.: Geschichte der Schweizerischen Volksschule, 1881.

Schenk: Entwicklung der Armenverhältnisse im Kanton Bern, 1854.

D. Soziale Literatur.

Bluntschli: Generalbericht über die geheime deutsche Propaganda, über die Klubs des jungen Deutschland und über den Lémanbund. Eidgenössische

Monatsschrift, 4. Heft, 1846.
Marx und Engels: Kommunistisches Manifest. Brüssel 1848.
Mehring, Fr.: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Magdeburg 1877.
Muckle, F.: Die großen Sozialisten, Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 269/70, 4. Auflage, Leipzig/Berlin.
Schmidt, H.: Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, 1833—1836, Zürich 1899.
Sombart, W.: Sozialismus und soziale Bewegung, 8. Auflage, Jena 1919.
Weitling, W.: Garantien der Harmonie und Freiheit. Vivis 1842. Neuausgabe von Franz Mehring. Berlin 1908.
Das Evangelium eines armen Sünders. Bern 1845.
Die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte. Bern 1845.

E. Allgemeine Literatur.

Burckhardt, Jakob: Weltgeschichtliche Betrachtungen, Stuttgart 1918. (Herausgegeben von Jak. Oehri.)
Dürr, Emil: Freiheit und Macht bei Jakob Burckhardt, Basel 1918.
Ermatinger, Emil: Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Stuttgart u. Berlin, 1916.
Gottfried Keller an der Scheide zweier Weltalter. Eine Betrachtung zum 19. Juli 1919. Deutsche Rundschau 1919.
Haller, Adolf: Heinrich Pestalozzi, Frauenfeld und Leipzig 1926.
Herder's sämtliche Werke, herausgeg. von Bernhard Suphan, Band 13 u. 14, Berlin 1887.
Keller, Gottfried: Werke, Cotta 1908.
Keller, Gottfried: Nachgelassene Schriften und Dichtungen, herausgeg. von Jakob Bächtold, Berlin 1893.
Konzelmann, Max: Pestalozzi, Ein Versuch. Zürich, Leipzig, Berlin 1927.
Kriesi, Max: G. Keller als Politiker, Frauenfeld 1918.
Natorp, Paul: Pestalozzi, Teubner, Leipzig.
Pestalozzi, Heinrich: Werke, herausgeg. von L. W. Seyffart, Liegnitz 1899—1902.
Schleiermacher, Friedrich: Über die Religion. Deutsche Bibliothek, Berlin.
Schweitzer, Albert: Kulturphilosophie I. II. Bern 1923.
Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts, Berlin 1911.
Humboldt, W. W.: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, herausgeg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903.
Schiller, Werke: Schillers sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe, Stuttgart u. Berlin.
Reithard, J. J.: Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf 1912, 1913 u. 1914.
Sell, Karl: Katholizismus und Protestantismus, Leipzig 1908.
Troeltsch, Ernst: Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Akademische Rede, Heidelberg 1906.
Weidenmann, Jak.: Pestalozzi's Soziale Botschaft. Zürich, Winterthur 1927.

Abkürzungen.

Bg.: Biographie: Albert Bitzius, v. Carl Manuel, Neudruck, Erlenbach 1922.

S.Bg.: Selbstbiographie, mit einer Einleitung über die Beziehungen Gotthelfs zu Zürich von Rud. Hunziker. Neue Zürcher Zeitung v. 8. Juni 1924.

Bl.: Bloesch, E.: E. Bloesch und dreißig Jahre Bernische Geschichte. Bern 1872.

Br.B.: Briefe von J. Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter. Herausgeg. von G. Joß. Bern 1899.

Br. H.: Briefe von J. Gotthelf an Professor Hagenbach. Herausgeg. von F. Vetter Basel 1910.

Muret: Muret, Jérémie Gotthelf, „sa vie et ses oeuvres". Paris 1913.

N.B.K.: Neuer Berner Kalender von 1840—1845. Im Auftrag der Bern. Gemeinnützigen Gesellschaft. Herausgeg. v. Jeremias Gotthelf.

W.I.ff.: Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) sämtliche Werke in 24 Bänden. Herausgeg. von Rud. Hunziker u. Hans Bloesch. Rentsch, Erlenbach-Zürich.

Curriculum vitae.

In Kilchberg bei Zürich wurde ich am 15. Juni 1895 als Sohn des Johannes Hedinger, Anstaltsdirektor, und der Mina Rey von Aarau geboren.

Im Alter von 9 Jahren kam ich nach Hauptwil im Kanton Thurgau, wo ich von meinem Onkel, Herrn J. U. Rutishauser, Lehrer, erzogen wurde. Nachdem ich im nahen Städtchen Bischofszell die Sekundarschule absolviert hatte, kam ich 1911 als Zögling ins evangelische Seminar Muristalden in Bern. Nach meiner Patentierung, von 1915—1917 wirkte ich als Lehrer-Stellvertreter in den Kantonen Aargau, Bern, Appenzell a. Rh. Dann begann ich an der Universität Zürich Philosophie I zu studieren. In den ersten Semestern beschäftigte ich mich vor allem mit deutscher Literatur, Französisch, Italienisch und Geschichte, später wendete ich mich ausschließlicher der Germanistik, der Psychologie und Philosophie zu. Auch setzte ich die früher begonnenen Lateinstudien fort. Neben dem Studium gab ich Privatstunden, war Vikar an der Mädchensekundarabteilung der freien Schule Zürich I und an der kantonalen Handelsschule. Auf diese Weise schuf ich mir den Unterhalt zum größten Teil selber. Durch die allzuviele Arbeit brach meine nicht sehr starke Gesundheit im Winter 1920/21 zusammen, so daß damit auch der äußere Erfolg des Studiums verloren ging.

Im Frühjahr 1922 nahm ich eine Lehrstelle im Landerziehungsheim Schloß Kefikon bei Frauenfeld an, wo ich mich im selben Jahr mit Gertrud Henrici aus Basel verheiratete.

1922 wurde ich nach Aadorf (Thurgau) als Sekundarlehrer gewählt. 1924 erwarb ich mir das aargauische Bezirkslehrerpatent in Deutsch, Geschichte und Geographie.

1924—1925 arbeitete ich meine früher begonnene Dissertation um und sandte die Arbeit (1925) dem Preisgericht der Stiftung „Lucerna" zur Begutachtung ein. Dann nahm ich Urlaub von meiner Schule, um an der Sorbonne in Paris ein Semester zu studieren. Im Herbst desselben Jahres erwarb ich mir das thurg. Sek.-Lehrerpatent, und im

Winter erfuhr ich, daß meine eingereichte Arbeit einen Aufmunterungspreis von Fr. 500.— erhalten habe. Infolge der freundlichen Anregung durch Herrn Prof. Paul Häberlin, Professor an der Universität Basel, welcher als Preisrichter der Stiftung „Lucerna" meine Abhandlungen kennen gelernt hatte, entschloß ich mich, da auch die Universität Basel mir in freundlicher Weise entgegenkam, die Preisarbeit in eine Dissertation umzuwandeln. Aufrichtiger Dank gebührt auch Herrn Prof. Dr. Zinkernagel, dem Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Basel, und Herrn Dr. Rudolf Hunziker in Winterthur, dem Herausgeber der Werke Gotthelfs, für mannigfache Anregungen und Literaturangaben.

Basel, im September 1927.

Paul Hedinger-Henrici.